

C. A. 1927

# Verzeichnis der Vorlesungen

an der  
Staatl. Akademie zu Braunsberg  
im Sommer 1927.



Mit einer Abhandlung von Professor Dr. Funk:  
Beiträge zur Biographie  
Josephs von Hohenzollern-Hechingen,  
Fürstbischofs von Ermland (1808 - 1836).



Braunsberg 1927  
Druck der Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei  
(Ermländische Verlagsgesellschaft m. b. H.)



6165

Rektor:  
Professor D. Dr. Switalski

Ehrenmitglied der Akademie:  
Domdechant Dr. Wichert

010682



# Vorlesungen im Sommer 1927.

## Theologische Fakultät.

Dr. Bernhard Boschmann, o. Professor. (Tel. 195).

1. Dogmatik V (besondere Sakramentenlehre): Dienstag bis Freitag von 8–9 Uhr.
2. Dogmatische Übungen: Freitag von 9–10 Uhr.
3. Apologetik III: Dienstag und Mittwoch von 9–10 Uhr.

Dr. Alphons Steinmann, o. Professor. (Tel. 288).

1. Ausgewählte Abschnitte aus den beiden Korintherbriefen: Montag von 11–12 Uhr, Donnerstag, Freitag und Sonnabend von 10 bis 11 Uhr.
2. Die Missionsmethode des Apostels Paulus: Montag von 5–6 Uhr.
3. Neutestamentliche Übungen: Freitag von 5–6 Uhr.

Dr. Paul Jedzink, o. Professor.

1. Moralthologie II: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend von 9–10 Uhr.
2. Theorie und Geschichte der Caritas: Freitag von 11–12 Uhr.
3. Moralthologisches Seminar: Allgemeine Moral des hl. Thomas: Sonnabend von 8–9 Uhr.

Dr. Johannes B. Kiffling, o. Professor.

1. Kirchengeschichte, Mittelalter I: Montag, Dienstag und Mittwoch von 10–11 Uhr.
2. Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts: Montag von 9–10 Uhr.
3. Christlich-archäologische Übungen: in einer noch zu bestimmenden Stunde.

D. Dr. Lorenz Dürr, o. Professor.

1. Erklärung kleiner Propheten: Dienstag, Mittwoch und Donnerstag von 11–12 Uhr.

2. Hebräisch II: Montag von 2–3 Uhr, Donnerstag von 10–11 Uhr.
3. Agyptisch III: Montag von 3–4 Uhr, Donnerstag von 4–5 Uhr.
4. Alttestamentliches Seminar: Donnerstag von 5–7 Uhr.

Domherr Dr. Julius Marquardt, o. Honorarprofessor.

Wird nicht lesen.

Dr. Bernhard Sigalski, a. o. Professor.

1. Kirche und Priestertum im apostolischen Zeitalter mit besonderer Berücksichtigung der Pastoralbriefe des hl. Paulus: Montag und Freitag von 9–10 Uhr.
2. Patrologie (Einleitung, die apostolischen Väter): Sonnabend von 11–12 Uhr.

## Philosophische Fakultät.

Dr. Franz Niedenzu, o. Professor i. R., Geh. Reg.-Rat.

Wird nicht lesen.

D. Dr. Wladislaus Switalski, o. Professor. (Tel. 102).

1. Metaphysik: Montag bis Freitag von 10–11 Uhr.
2. Philosophische Übungen (Ausgewählte Kapitel aus Thomas Aquin. Summa c. gentiles): Sonnabend von 10–11 Uhr.
3. Einführung in die Griechische Philosophie II: in einer noch zu bestimmenden Stunde.
4. Pädagogik I (für Fortgeschrittene) mit Übungen: in drei noch zu bestimmenden Stunden.

Dr. Bernhard Laum, o. Professor. (Tel. 232).

1. Geschichte der sozialen Frage im Altertum: Montag von 5–7 Uhr.
2. Kulturgeschichte der griechischen Frühzeit (kretisch-mpentische und homerische Epoche): Donnerstag 5–7 Uhr.
3. Lektüre ausgewählter Abschnitte aus den homerischen Epen: in einer noch zu bestimmenden Stunde.

Dr. Philipp Sunk, o. Professor. (Tel. 34).

1. Geschichte der Neuzeit von der Renaissance bis zur französischen Revolution (ca. 1500–1800): Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 11–12 Uhr.

2. Historische Übungen zur Geschichte Ermlands: Freitag von 5–6 Uhr.
3. Öffentliche Vorlesung: Der Anteil der Katholiken an der neueren deutschen Literatur: Freitag von 4–5 Uhr.

Dr. med. et phil. Johannes Baron, o. Professor (Tel. 360 Nebenanschl.).

1. Vererbungslehre II (Mensch). Nur für Hörer des I. Teiles dieses Kollegs (W.-S. 1926/27): Dienstag und Donnerstag v. 8–9 Uhr.
2. Öffentliche Vorlesung: Einführung in die Rassenhygiene (Eugenik): Freitag von 6–7 Uhr.
3. Vererbungswissenschaftliches Seminar. Nur für die Hörer des Kollegs über Vererbungslehre I und II: Dienstag von 5–7 Uhr.
4. Histologische Arbeiten:
  - a) Einführungskurs in die Histologie: Zweimal wöchentlich 2 Std.
  - b) Anleitung zu selbständigen histologischen Arbeiten: ganz- oder halbtägig.

Professor Martin Switalski, Geh. Stud.-Rat, Lektor der polnischen Sprache.

1. Polnische Grammatik und leichte Sprechübungen: Zweimal wöchentlich in noch zu bestimmenden Stunden.
2. Übungen im Gebrauch der Umgangssprache, namentlich auf der Kanzel und im Beichtstuhl (für Fortgeschrittene): in einer noch zu bestimmenden Stunde.

Dr. Candidus Barzel, Studienrat, beauftragt mit der Pflege der Leibesübungen.

Praktische Leibesübungen: Dienstag und Donnerstag von 3–4 Uhr.

---

## Preisaufgaben.

Für das Jahr 1927 werden folgende Aufgaben zur Preisbewerbung gestellt.

1. Von der Theologischen Fakultät:  
Die Stelle Mt. 11, 12 ist historisch-kritisch zu untersuchen.
2. Von der Philosophischen Fakultät:  
Earl von Hohenzollern und die Kirchenpolitik Friedrichs des Großen und seiner Nachfolger. (Zu untersuchen zunächst nach den Publikationen aus den Preussischen Staatsarchiven.)

Die Bearbeitungen sind in üblicher Weise bis zum 1. Dezember 1927 dem Rektor einzureichen.

# Verwaltungskörper. Wissenschaftliche Anstalten.

## Kurator.

Der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen Dr. Siehr.

## Rektor und Senat.

Rektor: Professor D. Dr. Switalski (Langgasse 13).

Sprechstunden im Rektorzimmer der Akademie werktäglich von 11 bis 12 Uhr. Tel. 360.

Senat: Rektor, Prorektor Professor Dr. Steinmann und die beiden Dekane.

Weiterer Senat: Die ordentlichen Professoren.

## Dekan der Theologischen Fakultät.

Professor D. Dr. Dürr (am Adler 2).

## Dekan der Philosophischen Fakultät.

Professor Dr. Laum (Böhmenhöfen, Post Braunsberg).

## Akademiekasse.

Kassenkuratorium: Der Rektor.

Professor Dr. Jedzink.

Professor Dr. Laum.

Kassenführer: Professor Dr. Sigalski.

## Gebührenausschuß.

1. Der Rektor.

2. Der Dekan der Theologischen Fakultät.

3. Der Dekan der Philosophischen Fakultät.

4. Als Vertrauensmann des Afta: Professor Dr. Jedzink.

5. Als Vertreter des Afta: stud. theol. Thamm.

## Theologisches Seminar.

Mit Abteilungen für alttestamentliche Exegese, neutestamentliche Exegese, Kirchengeschichte, Dogmatik und Moral.

Direktor: Professor D. Dr. Dürr.

### **Institut für Leibesübungen.**

Leiter: Der akadem. Turn- und Sportlehrer, Studienrat Dr. Barzel.

Verwaltungsaufsicht: Professor Dr. med. et phil. Baron, zugleich mit der ärztlichen Überwachung der Studierenden beauftragt.

Studentische Vertretung: stud. theol. Wilhelm Brem, stud. phil. Gregor Braun.

### **Biologisches Institut.**

Vorsteher: Professor Dr. med. et phil. Baron.

### **Archäologische Sammlung.**

Vorsteher: Professor Dr. Laum.

### **Christliche Kunstsammlung.**

Vorsteher: Professor Dr. Käßling.

### **Botanischer Garten.**

Leiter: Professor Dr. med. et phil. Baron.

### **Münzsammlung.**

Vorsteher: Professor Dr. Laum und Professor Dr. Junk.

### **Bibliothek der Akademie.**

Bibliotheksrat: Der Rektor.

Professor Dr. Poschmann.

Professor Dr. Laum.

Der Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg Dr. Wendel.

Verwaltung: Dr. phil. Edmund Will.

Geschäftszimmer: Erster Stock. Tel. 360 Nebenanschl.

Ausleihe: Werktäglich von 11–1 Uhr. Die Ausleihestelle befindet sich im zweiten Stock. Bestellungen, die bis 9 Uhr aufgegeben sind, werden bis 11 Uhr erledigt.

Lesezimmer: Die Leseräume sind für Mitglieder des Akademischen Lesevereins zu den sachungsmäßig festgelegten Zeiten geöffnet.



Beiträge zur Biographie  
Josephs von Hohenzollern-  
Hechingen

Fürstbischofs von Ermland  
(1808–1836)

Von  
Professor Dr. Philipp Gunt

---



•

## Zur Einführung.

Der Grundstein zur Biographie unseres großen ermländischen Bischofs, des letzten, der den Titel eines Fürstbischofs führte, obwohl die Souveränität seines Gebietes schon der Geschichte angehörte, ist durch die Veröffentlichung seiner Briefe durch Fr. Hipler<sup>1)</sup> gelegt. Wie zahlreiche Notizen Hiplers zeigen, plante er eine umfassende Biographie Josephs von Hohenzollern. Zu diesem Zweck hatte er bei allen Stellen und Persönlichkeiten, die schriftliche oder mündliche Zeugnisse erwarten ließen, umfassende Nachfrage angestellt. Hiplers eigener umfangreicher literarischer Nachlaß, bestehend aus Heften, Mappen,zetteln verschiedenster Art, darunter nicht wenige auch sonst für die Geistes- und Gelehrtengegeschichte aufschlußreiche Briefe an ihn, läßt uns einen erwünschten Blick in seine geistige Werkstatt tun und besonders in die Studien und Pläne, die sich auf Joseph v. Hohenzollern bezogen.<sup>2)</sup> Das Ergebnis seiner Rundfrage bot er, soweit es altentwässigen Charakter trug, durchaus nicht vollständig in seiner Briefausgabe. Nur die ihm erreichbaren Briefe gab er zunächst heraus samt einem Auszug aus den von ihm zu unrecht so genannten „Tagebüchern“. Die vorausgeschickte Biographie kennzeichnet sich deutlich als eine Vorstudie, in der Hipler zum Teil Wesentliches von dem ihm bekannten Rohstoff nicht verwertete.

Daß die Gestalt Josephs v. Hohenzollern verdiente, nicht nur in ihrer in vielen wesentlichen Punkten für die ermländische Kirchen- und Bildungsgeschichte grundlegenden Bedeutung, sondern auch im Zusammenhang der Geschichte des ganzen katholischen Deutschland erschöpfend dargestellt zu werden, kann niemand zweifelhaft bleiben, der auch nur einen flüchtigen Blick auf sie getan hat. Dieser Sproß der süddeutschen Hohenzollernlinie, den seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu einem Günstling und kirchenpolitischen Werkzeug Friedrichs II. für sein ganzes Leben in den äußersten Nordosten verschlugen — seit seiner Jugend ist Joseph nie mehr nach Süddeutschland gekommen, nicht einmal seine innig verehrte Mutter hat er auf ihrem letzten Lager in Wien besucht — ist eine der markantesten und erhebensten Gestalten des deutschen Episkopats nach der Säkularisation. Er

<sup>1)</sup> Briefe, Tagebücher und Regesten des Fürstbischofs von Ermland Joseph v. Hohenzollern. Braunsberg 1883 (= Monumenta Historiae Warmiensis Bd. VII + Bibliotheca Warmiensis Bd. III), zitiert: Hohenzollern, Briefe.

<sup>2)</sup> Hiplers Nachlaß kam durch sein Testament († 1896) an das Domkapitularische Archiv in Frauenburg. Ich zitiere „Hipler Nachl.“

ist der letzte der fürstlichen und hochfürstlichen Mitrentträger, die dann auf einmal bürgerlichen und kleinbürgerlichen Nachfolgern Platz machen, wodurch die katholische Kirche Deutschlands eine in manchen Zügen sehr veränderte Signatur bekommt. Aber er ist nicht nur ein Bischof von äußerlich großem Lebensstil — so einfach und so zurückgezogen er auch gelebt hat, ist er in äußerer Kultur, im Auftreten und in seiner gesamten Stellung zu Welt und Mensch wirklicher grandseigneur —, er ist durchaus von dem apostolischen Geist durchdrungen, der die Bischöfe des neuen, des bürgerlichen Stils mehr beseelt als im Durchschnitt die reichsfürstlichen Bischöfe der Roccoco- und Empirezeit. So steht er neben Sailer, in der Hauptsache wie in vielen Einzelheiten. Im Verkehr mit dem Staat konziliant wie Graf Spiegel in Köln ist er von entschieden kirchlicherem Geist als dieser, ohne jedoch in die brüste Art von Clemens August von Droste zu verfallen. Am meisten ähnelt er dem adelig kultivierten Fürstenberg oder dem ritterlichen Diepenbrock, nur war letzterer von Temperament glühender und mit mehr Phantasie begabt als der immer stille, ruhige, mitunter nüchterne Schreibtischmensch, der Joseph nach allen Zeugnissen anderer und nach Ausweis alles dessen, was er schriftlich von sich gab, zeitlebens gewesen ist.

Es müßte locken, die Gestalt Josephs von Hohenzollern in ihrer Bedeutung für das katholische Deutschland, beeinflusst und gebildet von den wichtigsten Lebenskreisen desselben, und zum Teil auch wieder Einfluss hinausgebend,<sup>1)</sup> zu zeichnen. Vorläufig ist diese Aufgabe noch nicht zu lösen. Erst wären die Briefe auszuspiiren, die von seiner Hand noch im weiten Deutschland existieren müssen. Auch das Aktenmaterial aus den öffentlichen Archiven ist noch nicht restlos erfasst. Die wenigen Griffe, die mir erlaubt waren, förderten Neues zu Tage. Doch lassen sich heute noch nicht alle Beziehungen, die man spürt und wittert, dokumentarisch nachweisen. Darum können nur Vorarbeiten geboten werden, Beiträge, Bausteine zu einer endgiltigen Biographie, die ihm und seiner Zeit ganz gerecht wird.

Unter dreifachem Gesichtswinkel sollen diese Beiträge hier geboten werden:

- 1. Josephs von Hohenzollern Jugend und Ausbildung;
- 2. seine Beziehungen zu geistigen Mittelpunkten im damaligen katholischen Deutschland;
- 3. seine kirchenpolitische Stellung zur preussischen Regierung im Ganzen und in einzelnen Fragen.

<sup>1)</sup> Josephs amtliche Tätigkeit als Exekutor der Exkommunikationsbulle „De salute animarum“ in den preussischen Diözesen, um derenwillen allein er ja in der Kirchengeschichte seinen Platz haben muß, hat A. Eichhorn eingehend behandelt: *Zeitschrift f. d. Geschichte und Altertumsk. Erml.* V (1874), 1–130. Selbstverständlich sind Ergänzungen hierzu aus lokalen Quellen noch gut denkbar.

## 1.

## Die Erziehung und Ausbildung Josephs von Hohenzollern.

Dieses erste Kapitel der Biographie Josephs wurde von Hipler nur sehr kurz skizziert, nicht ohne kleine Unrichtigkeiten, die auf die bisher einzige Quelle, Angaben der Nichte Maria, also auf die Familienüberlieferung zurückgehen. Glücklicherweise kann durch aktenmäßige Angaben über die Erziehung des jungen Grafen die kurze Periode des Stuttgarter Karlschülers aufgehellert und jetzt auch chronologisch genau bestimmt werden. Zugleich fällt aus diesen Akten interessantes Licht auf Charakter und Anlagen des jungen Mannes<sup>1)</sup>. Die Hausüberlieferung, faßbar in den Angaben der Prinzessin Maria,<sup>2)</sup> wird damit in wesentlichen Punkten berichtigt und ergänzt.

Nach den Akten der Stuttgarter Hohen Karlschule wurde der am 20. Mai 1776 zu Troppau geborene Graf Joseph von Hohenzollern-Hechingen zugleich mit seinem am 2. Juli 1777 geborenen Bruder Graf Hermann am 14. Juli 1789 in die Hohe Karlschule als Kavallerie-Fögling aufgenommen. Das damalige Hof und Intelligenzblatt von Stuttgart brachte unterm selbigen Tage (Nr. 85) die Notiz, daß das regierende Fürstenpaar von Hohenzollern-Hechingen und der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, außerdem der k. und k. General der Kavallerie Graf von Zollern bei den herzoglichen Hoheiten in Hohenheim Besuch machten und zur Tafel gezogen wurden. Das Herzogs paar (Karl Eugen und Franziska) führte die Fürstlichkeiten in die Hohe Karlschule, wo die beiden Grafen

1) Württemberg. Staatsarchiv, Stuttgart: Akten Karlschule.

2) Prinzessin Maria von H. H., geb. 1808 als Tochter des dam. Hauptmanns Prinz Hermann v. H. H. († als preuß. Generalmajor 7. XI 1827 zu Braunsberg) u. seiner Gattin Karoline geb. Frein v. Weiher (einer pommerischen Familie, ansässig zu Groß-Boschpol), wurde vom Oheim als Haupterbin eingesetzt, verbrachte ein hohes Alter in Oliva, wo sie 12. Mai 1888 starb. Sie schickte für Hipler (außer mehreren Briefen) ein 18 Seiten umfassendes Lebensbild ihres Oheims, von dem H. nur die Angaben über die äußere Gestalt des Fürstbischofs verwertete, obwohl es neben vielen Allgemeinheiten Konkretes über Josephs häusliches Leben enthält. Die Daten sind nicht stets zuverlässig. Ueber Maria, den letzten Sprossen des Hauses Hechingen, vgl. das freilich nur auf die höfischen Beziehungen und das charitative Wirken der Prinzessin eingestellte, nicht wissenschaftliche Schriftchen: Franz Splett, Maria von Hohenzollern. Graudenz 1904. Derselben Verfassers Schriftchen über Joseph ist völlig wertlos, zum Teil Plagiat.

von Zollern eintraten<sup>1)</sup>. Aufbewahrt sind uns in den Akten neben den Taufzeugnissen der beiden Böglinge (die Urkunde für Joseph gibt als Taufstag an den 21. Mai 1776, als Paten den regierenden Fürsten Joseph Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen und seine Gemahlin Theresia, geb. Gräfin von Zeil-Wurzach; die Taufe spendete der k. und k. Feldkaplan J. K. Maperlechner) vor allem die Zeugnisse über die der Aufnahme vorangegangenen Prüfungen und im Anschluß daran allgemeine Qualifikationen der Anlagen und Kenntnisse. Diese werfen wertvolles Licht auf den dreizehnjährigen Knaben (nicht neunjährigen, wie Hipler auf Grund der Angaben Marias annimmt). Die Urkunde, die am meisten besagt, ist ein Bericht der Professoren La Motte und Kauffler vom 15. Juli 1789. Sie sei im Wortlaut angeführt:

„Joseph Graf von Hohenzollern, geboren zu Troppau den 20. Mai 1776, genoss zuerst den Unterricht eines Hofmeisters, bei welchem er die lateinische und französische Sprache, Geschichte und Erdbeschreibung zu erlernen anfing. Nachher war er während zweier Jahren an der Militärakademie zu Wienerisch Neustadt, wo er die lateinische Sprache und die Erdbeschreibung fortsetzte, hingegen in der Geschichte und im Französischen bei seiner Klasse gar keine Lektionen erhielt. Er mußte also in diesen zwei letzten Kenntnissen zurückbleiben und einen Teil des Erlernten vergessen. Indessen hat er zum Beweis eines glücklichen Gedächtnisses noch manche Züge aus der alten Geschichte anzuführen und mehrere der aus ihr gemachten Fragen zu beantworten gewußt. In der Erdbeschreibung hat er auch artige Kenntnisse. Hingegen ist er im Latein sehr schwach; er übersetzte zwar zu Neustadt den Cornelius Nepos; aber es fehlt ihm ganz an Menge der Wörter, an grammatikalischen Kenntnissen, an Bekanntschaft mit der Wortfügung; sein junger Bruder weiß etwas mehr von der lateinischen Sprache. West mehr weiß der eine und der andere von der französischen, ob sie gleich dieselbe zu Neustadt ganz hintansetzen mußten; die Rechtschreibung ist ihnen ziemlich bekannt; sie reden und lesen sie fertig und wissen auch die ersten Gründe der französischen Sprache. In der Arithmetik haben beide Brüder die Rechnungsarten bis zur Regel de tri inklusive gleich gut inne; in der Algebra wissen sie die ersten Anfangsgründe und etwas über die species.

<sup>1)</sup> Das jährliche Studiengeld der Prinzen betrug pro Kopf 250 fl. In der bei Heinrich Wagner, Geschichte der Hohen Karlschule, Würzburg 1856 (I, 408) angeführten Matritel hat Joseph Nr. 1337, Hermann 1338. Wenn II, 404 bei Angabe der späteren Lebensschicksale Nr. 1337 als regierender Fürst von Hohenzollern angeführt wird, so ist das ein offenkundiger Irrtum Wagners, der auch Nr. 1338 hier ganz unterdrückt.

Graf Joseph hat weniger Fertigkeit als sein jüngerer Bruder; er scheint nicht so schnell zu fassen, ohne daß man sagen könnte, daß er langsam faßte. Aber seine Beurteilungskraft scheint gut zu sein. In Ansehung der lateinischen Sprache kann er nicht ohne seinen Nachteil höher als in die XXIII. Abteilung gesetzt werden. In Rücksicht auf die französische kann er wohl mit der XIX. Abteilung fortkommen. In Ansehung der Geschichte und Erdbeschreibung kann er mit der XX. Abteilung die Biographien großer Männer und auch geographische Vorlesungen anhören.

Graf Joseph bezeugt Aufmerksamkeit und Lernbegierde und wird dem Anschein nach die versäumte Zeit nachholen, da gegenwärtig seine Kenntnisse unter seinem Alter und seinen Fähigkeiten, so viel sich bei dieser Prüfung erforschen ließ, stehen. Wir versprechen uns von ihm den Fleiß des älteren Prinzen von Hohenlohe-Schillingsfürst, der ebenso schwach in die Hohe Karlschule kam und der sich sehr gut betragen.<sup>1)</sup>

Diese Darlegungen werden ergänzt durch das Zeugnis für den Bruder: „Graf Hermann scheint mehr Lebhaftigkeit als Graf Joseph, aber doch dabei weniger Aufmerksamkeit zu besitzen; er ist geschwinder, aber sein älterer Herr Bruder scheint dafür den Vorteil zu haben, daß was er gelernt hat, fester bleibt, da bei dem lebhaften Grafen die Eindrücke leichter vorübergehen.“<sup>2)</sup>

Denselben Eindruck gewinnt man aus dem Religionszeugnis, das der katholische Religionslehrer, des katholischen Herzogs Hofprediger, der bekannte Aufklärer Benedikt Werkmeister aus der reichsunmittelbaren Abtei Neresheim, ausstellte. Er findet, daß Graf Joseph „nicht nur in den Anfangsgründen unserer Religion sehr gut unterrichtet wurde, sondern daß er wirklich darin alle Kenntnisse besitzt, die von seinem Alter gefordert werden können“. Ausdrücklich fügt Werkmeister bei, daß er auf des Herzogs Befehl auch in den Unterscheidungslehren geprüft habe — was als Beitrag zu Werkmeisters Charakteristik nicht unterschlagen sein darf. In allen Reden hat Werkmeister „gutes Talent“ wahrgenommen. Freilich merkt auch er an, daß Hermann „an Lebhaftigkeit des Talentes und schneller Fassungskraft den Grafen Joseph übertreffe.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Der ältere von zwei im Mai 1789 eingetretenen Prinzen, Söhnen des Erbprinzen v. D. v. Sch.

<sup>2)</sup> Die Aussteller des Gutachtens sind der Professor für französische Sprache und Literatur Christian Fr. Kaufler (1784–1794) und der Professor für Philosophie Ludw. Alex. La Motte (1780–1794).

<sup>3)</sup> Von geringerm Belang scheint der Befund des herzogl. Leibmedicus Dr. Reuß, der im allgemeinen guten Gesundheitszustand attestiert, aber bei Joseph Hämorrhoiden feststellt. Tatsächlich litt auch der Fürstbischof an diesem Uebel (vgl. Maria v. Hohenz. an Dipler: Dipler Nach.).

Diese für den Herzog, der sich um jede Einzelheit seiner Karlschule bekümmerte, bestimmten Zeugnisse und Gutachten finden in den Akten keine Fortsetzung mehr bis auf das Konzept zu einem französischen Brief, der offenbar als Begleitschreiben den im Februar 1791 zum Oheim nach Oliva abgehenden Zöglingen mitgegeben sein dürfte. Da das Konzept nicht unterschrieben ist, bleibt der Schreiber des Briefes unbekannt. Er deutet nur an, daß er den Fürstbischof Carl schon früher getroffen hat. Das Bild, das die Eintrittszeugnisse gaben, wird festgehalten:

„Tous les deux ont un beau caractère, des talents, et de la docilité. L' aîné est plus posé et s'applique par ceite raison avec beaucoup plus de succès aux études, dont le cadet est quelque fois (darüber steht die Verbesserung: si souvent) détourné par sa vivacité extraordinaire. Ils ont tous les deux une bonne constitution et je suis très persuadé qu'ils deviendront des hommes accomplis sous la sage conduite de Votre Altesse“ (Stuttgart 9. Febr. 1791).

Wenn wir auch über diese Dokumente hinaus nichts mehr von den jungen Karlschülern erfahren, so ist doch Organisation und Geist der Bildungsanstalt, der sie fast 2 Jahre angehörten, so gut bekannt und so charakteristisch, daß man auch Schlüsse auf die Einwirkungen ziehen darf, die der Aufenthalt in so bildungsfähigem Alter auf sie, insbesondere auf den Eindruck treuer hegenden Joseph, machte. Die Anstalt, die der geistig sehr bedeutende Herzog Karl Eugen zuerst als Militärakademie an seinem Lustschloß Hohenheim begründet und dann als wissenschaftliche Hochschule 1775 nach Stuttgart verlegt hatte, war, wie ihr Gründer und lebenslänglicher Rektor selbst, eine höchst originelle Erscheinung. Er, der Katholik, von seinen protestantischen Ständen eifersüchtig kontrolliert, besonders in allen kulturellen Maßnahmen, scheint eine nach dem eigenen Kopfe zugeschnittene Verbindung von militärischer, kadettenhausartiger und jesuitischer Erziehung gewollt zu haben.<sup>1)</sup> Da er zugleich ein Freund der Aufklärung war, stets (auch in der Liturgie seiner Hofkapelle) zu Reformen geneigt, spielte auch noch die damals moderne philanthropine Pädagogik mit hinein. Außerlich — und besonders schmerzlich den Zöglingen — fiel aber hauptsächlich das stramm Militärische auf. Es war eine regelrechte Feldwebelwirtschaft in der Karlschule, angefangen vom Herzog, der sich um jede Einzelheit kümmerte, herab über den Intendanten und den Oberstwachtmesser zu den Unteroffizieren. Uniformiert, streng in Klausur, bei drakonischer Tagesordnung und schlechter Verpflegung mußten die jungen Leute, die sich in zwei

<sup>1)</sup> Vgl. hierüber Herman Hefele, Das geistige Leben in Württemberg, in: Das Land Württemberg mit Hohenzollern, f. Entwicklung u. f. Zukunft (Berlin 1926.) S. 10.

gesellschaftliche Gruppen schieden, die untere der „Eleven“, die obere der „Chevaliers“ — es gab keine Brücke von der einen zur andern, die Geburt schied unabänderlich — diejenigen Fächer absolvieren, für die sie sich entschieden hatten. Die Hochschule hatte zum Schluß 6 Fakultäten: eine juristische, medizinische, philosophische (einschließlich Naturwissenschaften und Mathematik), eine militärische, eine ökonomische (für Handels-, Finanz-, Forst- und Jagdwissenschaft) und eine Fakultät der bildenden Künste. Die Fakultätsenteilung trat an die Stelle der früheren Lehrabteilungen, die sich auf 3 Stufen verteilten, deren erste die Elementarfächer und die untern Gymnasialfächer, die zweite die obern Gymnasialfächer, wobei schon Anfänge von fachwissenschaftlicher Bildung hereingriffen, die dritte endlich die Fachbildung enthielt. Hier knüpften dann die späteren Fakultäten an, auf die die eigentliche und alte Landesuniversität, Tübingen, sehr schnell sah. Als Herzog Karl 1793 starb, war auch das Ende der hohen Karlschule gekommen. Die religiöse Erziehung war streng und eindringlich, dem Geiste Altwürttembergs entsprechend; ursprünglich durch die Stände erzwungen, nur protestantisch; erst später durfte der Herzog die Katholiken von seinem Hofkaplan unterrichten und an seinem Hofgottesdienst teilnehmen lassen.

Während ihres ganzen Bestehens sah die Karlschule die Elite des altwürttembergischen Bürger- und Adelsnachwuchses und auch zahlreiche Angehörige reichsunmittelbarer Häuser in ihren Mauern. Schiller gehörte ihr als Eleve an von 1773—1780, war aber zur Zeit seiner aufsehenerregenden Flucht nicht mehr Karlsruhler. Ebensoviel Staub wirbelte die Flucht des Tirolers Joseph Anton Koch auf, des später so berühmten romantischen Malers, der mit Joseph v. Hohenzollern gleichzeitig, freilich als Eleve, in der Anstalt war und Ende 1791 floh, weil der militärische Betrieb seinem Genus zu drückend war.

Der harte Druck der Autorität erzeugte in der Anstalt vielen verborgenen Widerstand. Der Freiheitsdrang der jungen Leute fand aller Überwachung zum Troß manch heimliches Ventil. Gerade aus den Jahren, da die beiden Zöllern in Stuttgart waren, wird Verschiedenes in den Akten festgehalten was den moralischen Stand des Instituts nicht in rosigem Licht zeigt. Aber die große Zahl bedeutender Männer des administrativen, politischen, wissenschaftlichen und geistigen Lebens bekundet doch, daß das Gesamtergebnis, wissenschaftlich wie seelisch, sehr gut war. Bei Joseph von Hohenzollern wird man als wesentliche Frucht die Stärkung seines angeborenen Sinnes für Ordnung, Genauigkeit, Fleiß und Stille buchen dürfen, dazu sicher noch die Schulung eines ebenfalls angeborenen künstlerischen Geschmacks. Gerade in diesem Punkte leistete die Karlschule besonders viel.

Nie kommt Joseph in seinen Briefen auf die Stuttgarter Zeit zurück. Offenbar auch nicht in mündlicher Erzählung seiner Nichte gegenüber. Gewiß, die nicht ganz vollen 2 Jahre mögen für seine Erinnerung nur Episode gewesen sein. Es waren die Jahre, in denen sich für den Knaben alles rasch veränderte. Auch hat Joseph überhaupt nicht die Neigung, von seinem früheren Leben zu sprechen. Daß die Stuttgarter Zeit keine engeren Bande geknüpft, legt sich aus der Beobachtung der Tatsache nahe, daß es ihn nie mehr nach 1791 nach Süddeutschland trieb. Die dortigen Stammstätte seines Hauses, Hechingen und Sigmaringen, hat er mindestens einmal, vom Herzog bei einem Besuche im Gefolge mitgenommen, gesehen. Er fühlte sich aber nie als Schwabe. Das kam von der frühen Verpflanzung nach Oliva. Dort schlug er schon in jungen Jahren Wurzel.

Aus dem oben angeführten Begleitbrief an Bischof Carl v. Hohenzollern ergibt sich, daß Joseph und Hermann beide zugleich nach Oliva an den Hof des Oheims beordert wurden und der Bischof von Culm die Absicht hatte, beide zu erziehen. Die Entscheidung für die kirchliche Laufbahn muß aber schon vorausgegangen sein. Denn schon unterm 8. November 1790 wird ihm, dem Vierzehnjährigen, ein Kanonikat im Domkapitel von Breslau verliehen. Nach seiner eigenen Angabe im Nachtrag zu seinem Informativprozeß hat er die Tonsur durch den Weihbischof von Konstanz Wilhelm Joseph Leopold von Beisoden erhalten. Die Zeit gibt er nicht an. Da aber Stuttgart zur Diözese Konstanz gehörte, und außerdem Joseph nach seiner Abreise von Stuttgart im Februar 1791 nie mehr nach Süddeutschland kam, muß die Aufnahme in den Klerus in die Zeit der Entlassung aus der Karlschule fallen.<sup>1)</sup> Maria von Hohenzollern schreibt an Hipler: „Anfänglich war der jüngste Bruder meines Vaters, Carl (geb. 16. III. 1782, † 9. II. 1828 zu München als Generalmajor und Adjutant des Königs von Bayern) zum priesterlichen Stande und dereinstigen Nachfolger des Fürstbischofs Carl bestimmt. Da er aber keinen Beruf für den Priesterstand zeigte, auch noch sehr jung war und die Militärkarriere vorzog, so erklärte sich mein Oheim Joseph bereit an seine Stelle zu treten, wozu er auch in jeder Beziehung geeignet und befähigt war“<sup>2)</sup>. Diese Angabe, die sich ja wohl auf Familienüberlieferung berufen wird, ist nicht ohne weiteres glaubhaft. Denn wenn Joseph schon 1790 ein Kanonikat und bald darauf die Tonsur erhielt, so mußte die Wahl schon gefallen sein, als der Jüngste 8 Jahre alt war, übrigens ein Alter,

<sup>1)</sup> Antwort auf eine Anfrage des Ministeriums v. 4. VI. 1816: Bischöfl. Archiv Krauenburg.

<sup>2)</sup> Hipler Nachl.

in dem sich Berufsanlagen noch nicht bestimmt und unwiderrufflich zeigten. Eher werden wir annehmen dürfen, daß der Oheim in Eulm — der übrigens alle drei Söhne seines Bruders erzog, auch Carl kam nach Oliva und trat in Danzig ins Heer ein — zwischen den beiden Stuttgartern wählte und daß hierbei die von deren Lehrern gemachten Beobachtungen über Begabung und Temperament entscheidend waren. Der ruhige, tiefere Joseph mußte ja auf den ersten Blick als der für den Kirchendienst Prädestinierte erscheinen.

Damit, daß Joseph an den Hof seines Oheims kam<sup>1)</sup>, trat er in in dessen geistige Atmosphäre ein. Das Bild Karls von Hohenzollern-Hechingen, damals Bischofs von Eulm und Abts von Oliva und Pselplin, ist noch nicht endgiltig gezeichnet worden. Seit Hipler in der biographischen Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Josephs eine knappe Skizze von Karls Leben und Charakter gab, wobei er sich wesentlich auf die Mitteilungen der Prinzessin stützte<sup>2)</sup>, ist wichtiges Material aus den Archiven ans Tageslicht gezogen worden. Noch mehr allerdings dürfte dort schlummern. Weil der Charakter Karls die geistige Luft wesentlich mit bestimmte, die Joseph am Hofe des Oheims bis zu dessen Tode umgab, gerade in den entscheidenden Lebensjahren, da sich der junge Mann geistig und sittlich entfaltete und formte, deshalb muß hier versucht werden, Karls Bild über die bisher bekannten Umrisse hinaus zu vertiefen, besonders insoweit angenommen werden darf, daß es ein Bildungsfaktor des Neffen war.

Was Hipler bieten konnte, war neben einigen Daten, die zum Teil nachgeprüft werden müssen, der Gesamteindruck der Persönlichkeit, der mehr auf der höfischen als auf der kirchlichen Seite zu liegen schien. Die Grob- nichte hatte ja selbst auf den glänzenden, heiteren Hofhalt in Oliva hingewiesen, auf die gast- und volksfreundliche Leutseligkeit Karls, die mit den Einkünften eines mediatisierten Fürstbischofs und den Erträgen der Kommendatarabtei so wenig auskam, daß eine peinliche Schuldenlast zurückblieb<sup>3)</sup>. Das neu zutage getretene Quellenmaterial verändert das Bild

<sup>1)</sup> Hipler (Hohenz., Briefe S. XXII) gibt für die Ankunft Josephs in Oliva ein ganz festes Datum an, den 28. 3. 1791, ohne daß er die Quelle für diese Fixierung nennt, was leider ein bei ihm häufiger Fehler ist. In seinem Nachlaß konnte kein Beleg für das sicher nicht aus den Jüngern gezogene Datum gefunden werden.

<sup>2)</sup> Hohenzollern, Briefe, Einleitung XIX—XXII

<sup>3)</sup> Nach einem Bericht des Ministerial-Ratlers v. Engelstein, *Wohlfahrts* 11. (N. 1. 1804), betrug die Aktiva des verst. Fürstbischofs Carl 28243 Rthl., die Passiva 70303 Rthl., worauf eine Kabinettsordre verfügte, daß bis zur Tilgung der Schulden das Bistum vakant bleiben und ein Drittel der Einkünfte dem Domkapitel für die Administration zustießen sollen. S. Lehmann-Granier IX, 231. Die Ueberschuldung der neupreußischen Bischöfe ist übrigens eine durchgehende Erscheinung. Am schlimmsten war es mit Erzbischof Kraßnik von Osnabrück. Aber auch noch v. Rattho in Eulm litt an dem Uebel.

des lebensfrohen, nichts als Feste feiernden Prälaten wesentlich<sup>1)</sup>. Der Günstling Friedrichs d. Großen, den dieser als „cher cousin“ anzureden pflegte, wie es zwischen der königlichen Linie des Hohenzollernhauses und der schwäbischen Linie einseitig geübter Brauch war und ist, zeigt sich als nicht nur williges sondern auch sehr geschicktes und in weitem Umfang tätiges Werkzeug der Kirchenpolitik des Königs. Ein Politiker tritt vor unser Auge, der mit Eifer und Umsicht die Interessen der Krone Preußen mit denen der Kirche zu verbinden weiß, wobei er nicht ohne Entschiedenheit die Eigengesetzlichkeit der kirchlichen Sphäre zu wahren bemüht ist, soweit sie für sein Bewußtsein und Gewissen von den staatlicherseits beanspruchten jura circa sacra sich abhebt. Carl – oder Charles, wie er sich dem König und der Regierung gegenüber stets nennt – ist Friedrich d. Gr. gegenüber von einer auch im Ton fast servilen Unterwürfigkeit. Aber unter seinem Nachfolger kommt das in ihm bislang schlummernde fürstliche Bewußtsein zum Ausdruck, so daß die Regierung gelegentlich abfällig über seine fürstlichen Präntionen urteilt und es vor allem tadelt, daß er von seinem „Hofe“ spricht. Unter den späteren Königen erhebt er entschiedene Vorstellungen gegen kirchenrechtliche Uebergriffe der Regierung, während er die Kirchenpolitik Friedrichs II. gegenüber dem Wiener Nuntius Garampi im Ganzen und im Einzelnen als der Kirche wohlwollend und günstig verteidigt<sup>2)</sup>.

Sehr früh beginnt Carls Tätigkeit als kirchenpolitischen Vertrauensmanns Friedrichs d. Gr. Zahlreiche Denkschriften und Korrespondenzen mit dem König persönlich und mit den Ministern bekunden seine Wachsamkeit und seinen Eifer, aber auch seine politische Klugheit. Oft und stets gerne geht Friedrich auf die von ihm vorgeschlagenen Lösungen ein. Ein wesentliches Stück der kirchlichen Neuorganisation der im siebenjährigen Krieg und durch die Teilungen Polens von Preußens Krone gewonnenen Länder ist durch Carl vorgeschlagen und besorgt worden. So war ihm die Regelung der Verhältnisse der Jesuiten für Westpreußen überlassen, im Anschluß daran die Organisation des höheren Schulwesens in West- und Ostpreußen, vor allem im Hinblick auf die Bildung der Geistlichen. Dafür erwies sich Friedrich II. auch ganz besonders dankbar. Jahrelang sucht er für den „Vetter“ eine ausreichende Versorgung. Er läßt Vakanzten in Domkapiteln und Kommendatarabteien für ihn wahrnehmen. Einmal bemerkt er an Finkenstein, die Versorgung Hohenzollerns müsse in den neuen (westpreussischen

<sup>1)</sup> Vor allem enthalten in den Aktenveröffentlichungen aus dem preuß. Geh. Staatsarchiv: Preußen und die kath. Kirche seit 1640. Hrgs. v. Max Lehmann und Hermann Granier, 9 Bde. (1878–1902), zit: Lehmann-G. Prinzessin Maria spricht von zahlreichen Briefen Friedrichs II. an Carl, die sie alle Kaiser Wilhelm I. geschenkt, der sie dann dem Hausarchiv überwiefen habe.

<sup>2)</sup> Lehmann-G. V, 542 f., 546 ff., 610 f.

und ermländischen) Pfünden geschehen, da sie in Schlesien nicht tunlich sei.<sup>1)</sup> Bald taucht dann der Gedanke der Coadjutor in Eulm auf, der Friedrich selbst mit fast rührender Sorgfalt alle Hindernisse aus dem Wege räumt.<sup>2)</sup> Als sie endlich 1777 erreicht ist, richtet der König an den Coadjutor aus dem Heerlager in Schatzlar das niedliche Billet, das Prinzessin Maria als einziges aus jener Sammlung von Königsbriefen abgeschrieben hat<sup>3)</sup> und das einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik des gekrönten Philosophen gibt, der einem Bischof gegenüber davon spricht, daß er für ihn zu Gott bete, während er einem Voltaire gegenüber ganz andere Töne zur Verfügung hat. Solange der König lebte, durfte Carl auch stets sicher sein, daß seine dauernden Finanznöte in Berlin günstig gewürdigt wurden, während man nachher in Regierungskreisen hämische Kritik übt an „seinem Gang, sein Ansehen und seine Einkünfte zu vergrößern“<sup>4)</sup> und Friedrich Wilhelm II. ihm 1795 seinen Wunsch, das Bistum Ermland mit dem von Eulm zu kumulieren, schroff verweisen läßt mit dem Bemerken, 24000 Taler müßten doch genügen und dazu Oliva.<sup>5)</sup>

Die Neigung, nicht bloß seine Einkünfte, sondern auch seinen Wirkungskreis und seine äußere Geltung zu vergrößern, läßt sich allerdings bei Carl nicht übersehen; sie springt sogar manchmal peinlich ins Gesicht. Der schon erwähnte naive Kumulationswunsch kehrt in anderer Form wieder, wenn er sich lange weigert, auf die Abtei Pelpsin zu resignieren, oder wenn er wünscht, nach seinem Wechsel von Eulm nach Ermland wenigstens für ein „Gnadenjahr“ die Eulmer Einkünfte weiter beziehen zu können oder bittet, wenigstens die päpstliche Tare für die ermländische Konfirmation aus der Staatskasse zu bestreiten, ferner wenn er schon 1792 mit dem ermländischen Fürstbischof Krasicki unkanonische Abmachungen über eine ermländische Coadjutor zu treffen versucht, was durch die Regierung verhindert wird. 1802 stellt er vertraulich an Minister Grafen Alvensleben den Antrag, man möge für ihn in Rom den Kardinalshut erwirken, da er sonst nach der Neubefetzung des Erzbistums Gnesen als Älterer und durch Geburt höher Stehender am Hof den Nachtritt habe, was energisch abgelehnt

1) Lehmann-G. V, 16. Vgl. auch V, 27, V, 167.

2) Lehmann-G. V, 200: „Enfin la place de trouvée“ schreibt der König eigenhändig zum diktierten Kabinettschreiben. Damit die Sache glatter gehe, schickt er Carl mit Freipost von Potsdam nach Löbau zum Bischof von Eulm, um die Formfragen zu besprechen, schreibt öfter an den Bischof, beauftragt seinen römischen Agenten Eiosani, alles Nötige in Rom zu betreiben und besonders die für Carls Verhältnisse zu hohe Tare von 1500 Dukaten herabzudrücken (V, 212); den Informationsprozeß soll, um alles glatter zu erledigen, ein preussischer Bischof (Ermland) statt des Nuntius in Warschau besorgen.

3) Hohenzollern, Briefe 629 Note 2.

4) Lehmann-G. VII, 444.

5) Lehmann-G. VII, 226 u. VI, 550.

wurde.<sup>1)</sup> 1803 erklärte er sich bereit, das Erzbistum Osnese in dauernder Personalunion mit Ermland verbunden zu übernehmen und versichert, daß er und seine Amtsnachfolger es sich „gern gefallen ließen, beide Diözesen, mit dem erzbischöflichen Titel beehrt, gegen eine Zulage von 23000 Rtl. zu allerhöchster Zufriedenheit zu verwalten.“<sup>2)</sup> Noch als Bischof von Ermland mischt er sich in Schulangelegenheiten des Culmer Sprengels, was in Berlin merkwürdig berührt. Wiederholt schlug er vor, die Aufsicht über alle Schulen des Ostens den einzelnen Bischöfen zu nehmen und ihm zu übertragen.<sup>3)</sup> 1794 hatte er sich dem Minister Woellner gegenüber bereit erklärt, angeblich auf des Königs Wunsch, den zu schaffenden Posten eines apostolischen Legaten für Preußen zu übernehmen, wünschte aber für diesen Fall eine bessere Versorgung, etwa in Südpfeußen.<sup>4)</sup>

Man wird angesichts der Brauchbarkeit seiner kirchenpolitischen Ratschläge nicht annehmen dürfen, daß der unverkennbare Drang, sich eine erweiterte Machtphäre zu schaffen, nur aus finanziellen Bedürfnissen erwachsen sei. Vielmehr entsprach diesem Drang eine wirklich politische und administrative Begabung, die sich naturgemäß Luft schaffen wollte. Friedrich II., an den sich der 1732 geborene Offizier wandte, als er an französischen Diensten nicht weiter Gefallen fand, wird diese Anlage bald erkannt haben und beschloß, sie sich zu Nutzen zu machen. Er mußte ja seine ganze Politik gegenüber der katholischen Kirche nach den schlesischen Eroberungen und den polnischen Erwerbungen erst aufbauen und geeignete katholische Werkzeuge standen ihm so gut wie nicht zur Verfügung. Da ist es begreiflich, wenn er nach dem entdeckten Talent griff, zumal der süddeutsche Reichsgraf nicht bloß glühendste Ergebenheit und Dienstbestissenheit<sup>5)</sup>, treffliche Begabung sondern auch noch den Namen eines Hohenzollern mitbrachte, der Friedrich gewiß nicht aus Familiengefühl, sondern als diplomatischer und politischer Vorteil besonders willkommen war. Man begreift es, wenn er das bequeme Werkzeug sorgfältig pflegte, den „Herrn Vetter“ geradezu verhätschelte. Dabei

<sup>1)</sup> Lehmann-G. VIII, 526; VIII, 535.

<sup>2)</sup> Lehmann-G. VIII, 738. Er stellt auch gleichzeitig anheim, ihm das Erzbistum Osnese zu conferieren und dazu noch 18 Monate die ermländischen Einkünfte: VIII, 739.

<sup>3)</sup> Paul Schwarz, Der erste Kulturkampf in Preußen um Kirche und Schule (= Mon. Germ. Nordag. 58) Berlin 1925, S. 170.

<sup>4)</sup> Lehmann-G. VII, 110.

<sup>5)</sup> Diese, im Ausdruck stets überschwänglich, ging einmal auch dem König zu weit, als der Ladjutor ihm 1784 den Vorschlag unterbreitete, die Stadt Nürnberg als Nachfolger der früheren zollertischen Burggrafen zu annectieren (Lehmann-G. V, 629). Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß Carl gern seine nahen, auch „verwandtschaftlichen“ Beziehungen zum großen König betonte. So versteht man die merkwürdige Ähnlichkeit seines bekanntesten Bildnisses (gute Kopie im Kapitelsaal zu Frauenburg — vgl. Brauchvogel, Die Bildnisse der erml. Bischöfe, 2. f. Gesch. Erml. XX) mit Fr. II.

mag der gute Menschenkenner und Freund origineller Köpfe wohl auch ein menschliches Wohlgefallen an Carls Klugheit und fürstlichen Großzügigkeit gefaßt haben. Jedenfalls nahm Friedrich II. Carl von Hohenzollern sehr ernst — und er verdient auch durchaus, ernstgenommen zu werden.

Wenn wir nun aus seiner kirchenpolitischen Tätigkeit einen Schluß auf seine innere und persönliche kirchliche und theologische Haltung ziehen sollen — und in dieser Zielrichtung bewegt sich ja ausschließlich die Heranziehung Carls zur Bildungsgeschichte Josephs — so bleibt zuvörderst zu sagen, daß alle diesbezügliche Charakteristika indirekter Natur sein muß. Denn direkte Äußerungen Carls über seine innerste Haltung besitzen wir — in starkem Gegensatz zu seinem Neffen und Nachfolger — nicht. Die Hirtenbriefe heranzuziehen, dürfte methodisch nicht zulässig sein — denn sein persönlicher Anteil an ihrer Abfassung müßte erst genau feststehen. Wertvoller wären die Predigten, die Prinzessin Maria noch besaß und — ein starkes Paket — an Hippler schickte. Dieser hat sie bis auf eine Stelle aus einer Berliner Leichenrede auf Friedrich d. Großen nicht benützt und die Sammlung ist vorläufig auch verschollen. Ebenso wenig wie ein unmittelbares Zeugnis kirchlicher oder religiöser und theologischer Einstellung Carls liegt eine Angabe über seinen theologischen Bildungsgang vor. Die Forschung muß überhaupt seinem Vorleben und besonders seiner Vorbereitung auf die klerikale Laufbahn und die ersten Schritte und Stufen derselben erst nachgehen. In den Rahmen der vorliegenden Studie könnte diese Aufgabe sowieso nicht fallen. Darum müssen wir uns mit den heute möglichen indirekten Aufschlüssen begnügen. Einiges Grundlegende läßt sich auch auf so unvollkommene Weise vorerst feststellen.

Der erste umfassende Auftrag, den Carl von Friedrich II. erhielt, war die Regelung der Verhältnisse der Jesuiten in Westpreußen nach Analogie der schlesischen Ordnung.<sup>1)</sup> Der Coadjutor von Culm machte sich durch diese Arbeit zum wesentlichen Träger der eigenartigen Jesuitenpolitik Friedrichs, die dieser selbst d'Alembert und Voltaire gegenüber mit der harten Notwendigkeit rechtfertigt, sich Kräfte für die Schulen seiner katholischen Lande im Osten zu erhalten.<sup>2)</sup> Der Coadjutor von Hohenzollern genoß bei der ganzen Unternehmung das hohe Vertrauen der Jesuiten.<sup>3)</sup> Von vorneherein hatte er das Hauptziel im Auge, den neuen Landen die nötigen Bildungsstätten für den geistlichen Nachwuchs zu sichern. Die „patres

<sup>1)</sup> Verschied. Kabinettsordres usw. von 1779 und 1780: Lehmann-G. V, 326 ff 344 ff, 349 ff, 364, 367 ff, 374, 379, 425 f.

<sup>2)</sup> vgl. Lehmann-G. V, 240.

<sup>3)</sup> vgl. die Bitte der westpr. Jesuiten, sie zu einer Körperschaft zu vereinnigen und ihnen einen Direktor zu setzen, ihr Salair zu regeln usw. (Jan. 1780): Lehmann-G. V, 344.

literarii“, wie die Erjesuiten nun offiziell hießen, sollten als Weltgeistliche und unter Lösung von jedem über die einzelne Diözese hinausgreifenden Verband vor allem der Aufgabe der wissenschaftlichen Erziehung leben und die Mittel der früheren Jesuitenkollegien flossen ausschließlich in den dafür bestimmten „westpreussischen Schulfonds“. So erwuchs aus der ersten Aufgabe Carls von selbst die zweite: die Organisation, der Neuaufbau des höheren katholischen Studienwesens. Die früheren Jesuitenkollegien von Altshottland, Braunsberg, Bromberg, Conitz, Deutsch-Krone, Graudenz, Marienburg, Kössel wurden zu katholischen Gymnasien. Zwei davon wurden herausgehoben als „akademische Gymnasien“: Braunsberg und Altshottland. Sie wurden besonders für Schulung des theologischen Nachwuchses bestimmt und eingerichtet (Reglement vom 1. Juni 1781).<sup>1)</sup> Diese Neuschöpfung aus drohendem Verfall ging nicht ohne Kämpfe vor sich, Kämpfe mit dem widerstrebenden polnischen Episkopat so gut wie mit der Regierung, die andere Bildungspläne hatte. Schon war die Idee katholischer Lehrstühle an vorhandenen Universitäten erstanden, zunächst dachte man an Breslau; besonders Herzberg stellte diesen Plan den Ideen Carls entgegen.<sup>2)</sup> Carl arbeitete mit Nachdruck zugunsten von Braunsberg und Altshottland.<sup>3)</sup> Auch der ermländische Bischof Krasicki sperrte sich gegen Carls Jesuiten- und Schulpolitik. Das veranlaßte Carl zu bissigen Bemerkungen gegen den geistreichen Satirenschreiber (an Oberpräsid. Domhardt 29. 3. 1780).<sup>4)</sup>

Wenn die Stellung Carls zum Jesuitenorden zunächst als dienstwillige Übernahme der Politik Friedrichs II. gewertet werden muß, so sagt uns doch das Vertrauensverhältnis der Erjesuiten zu ihm noch mehr: man wußte ihn weit entfernt von der Furcht und Abneigung gegen die Jesuiten, wie sie bei den meisten geistlichen Würdenträgern reichsfürstlicher Herkunft oder Stellung in Oberdeutschland und im Westen herrschte. Als der Papst dem König Plätze am Collegium Germanicum in Rom für Theologen anbot, riet Carl entschieden zur Annahme. Der theologische Nachwuchs bedürfe besserer Schulung, als die jungen preussischen Anstalten bieten könnten. Die römischen Kollegien hätten immer große Männer ausgebildet.<sup>5)</sup> Angesichts der sich immer deutlicher herausgestaltenden Grundlinie der preussischen Kirchenpolitik, die Kirche Preußens möglichst wenig von einer außerhalb der Staaten des Königs gelegenen Zentrale abhängig sein zu lassen, war eine derartige ent-

1) Lehmann-G. V, 433 – 438.

2) Lehmann-G. V, 356 ff.

3) Lehmann-G. V, 359.

4) Lehmann-G. V, 364.

5) Lehmann-G. V, 490, 503; VII, 295 – 298.

schiedene Stellungnahme nicht höfischen oder administrativen Rücksichten entsprungen, sondern einer grundsätzlichen Haltung, die jedenfalls nicht gallikanisch, febronianisch oder josephinisch war. Wenn Carl in anderen Punkten jener angedeuteten Neigung der preussischen Regierung nach möglichster Autonomie der preussischen katholischen Kirche, die übrigens nach Friedrichs II. Tod noch stärker wurde, Rechnung trägt, so ist es vor allem in Verwaltungsfragen, die keinerlei direkten religiösen Belange treffen: so arbeitet er einen Plan aus, die vielfach lästige Tatsache der „dioceses mixtae“ zu beheben, indem in Aussicht genommen wurde, alle die neupreussischen Gebiete, die zu einer außerpreussischen Diözese gehörten, loszulösen — aber schonend, erst bei eintretenden Vakanzan oder in gütlichem Einverständnis mit dem bisherigen Ordinarius —. Daneben liebäugelt er auch mit dem Gedanken eines preussischen Nuntius, aber wohlverstanden eines preussischen Bischofs, also richtiger eines Legaten<sup>1)</sup> wobei er sich selbst in dieser Rolle träumte —, oder eines preussischen Primas oder Patriarchen, der ja auch sonst der Regierung nahe gelegt wurde.<sup>2)</sup> Aber extremen Plänen, wie dem des auswärtigen Departements v. 30. Juli 1800, das vorschlägt, dem Papst gegen eine Entschädigungssumme die nötigen Fakultäten für die Bischöfe Preußens ein für allemal abzunehmen, weil sonst zu viel Geld nach und nach aus dem Lande gehe, setzt er die ruhige Feststellung entgegen, daß in der Diözese Ermland jährlich höchstens 1000 Ktr. für Bestätigungen, Dispensen u. s. w. nach Rom<sup>3)</sup> gehen. Daß er sich getreu an die Vorschrift halte, nicht direkt mit Rom oder einem römischen Nuntius, sondern nur auf dem Wege über das Auswärtige Departement und den römischen Residenten zu verkehren, versichert Carl ausdrücklich 1798, als er eine schroffe Rüge erhalten hatte, weil er sich in einer Angelegenheit des Braunsberger päpstlichen Alumnats an den Nuntius Litta in St. Petersburg gewandt, der hierfür ausdrücklich zuständig war.<sup>4)</sup> Der schärfste, aber auch für Carls kirchliche Stellung kennzeichnendste Konflikt begegnet uns 1791: in Marienburg hatte der Propst Frieße einem Mann die Sakramente verweigert, der ohne Dispens von einem Ebehindernis sich hatte (protestantisch) trauen lassen. Carl hatte dem Pfarrer recht gegeben, wofür er einen schroffen Verweis der Regierung bekam. Er legte den Fall eingehend dar und statuierte die Tatsache als entscheidend, daß der Mann kirchlich ungültig verheiratet sei, nicht wegen der protestantischen Trauung, die ja nach der Observanz in Preußen anerkannt

1) Lehmann-G. V, 351 ff.

2) Lehmann-G. VIII, 23 ff.

3) Lehmann-G. VIII, 327.

4) Lehmann-G. VIII, 56 ff, 65



oder geduldet wurde, wenn die Vorschrift des allgemeinen Landrechts in Frage kam, sondern weil er von einem Ehehindernis nicht dispensiert war. Carl besteht auf der Verweigerung der Sakramente, die übrigens keine Exkommunikation bedeute. Dazu bemerkt er grundsätzlich, daß seine Geistlichkeit gemäß der von ihm erhaltenen Verordnung „ohne allen Anstand“ Verlobte verschiedener Konfession, wenn die Braut katholisch ist, zusammengebe, wenn sie protestantisch, dem protestantischen Geistlichen zur Trauung überlasse. Hundert solcher Ehen (entsprechend der Vorschrift des Landrechts) könnte er während der Zeit seiner bischöflichen Amtsführung nachweisen. Seine Gesetzesstreue stehe also außer jedem Zweifel, habe aber eine Grenze am katholischen Kirchenrecht und er erwarte, daß der König auch in Zukunft ihm erlauben werde, daß er seine geistliche Gerichtsbarkeit nach den Grundsätzen seiner Religion ausübe.<sup>1)</sup> Als letztes Dokument kirchlicher Haltung wäre noch der Katechismus zu prüfen, den Carl 1791, von einem Geistlichen aus Marienwerder verfaßt, deutsch und polnisch erscheinen läßt. Er hatte das Manuskript spontan in Berlin zur Prüfung eingereicht und empfahl dort den Katechismus als Ersatz für „die bloß dogmatischen und nicht hinlänglich moralisch ausgedehnten Katechismen.“<sup>2)</sup>

Der Gesamteindruck, den man von Carls Kirchenpolitik und der hinter ihr stehenden kirchlichen Haltung gewinnt, ist im Ganzen der der Loyalität nach der staatlichen wie der kirchlichen Seite. Gegenüber dem Staat ist die Loyalität während der Regierungszeit Friedrichs II. getragen von persönlicher Anhänglichkeit und größtmöglichem Diensteifer. Nachher ist sie wohl noch durchzogen von dem gesamten Tätigkeitsdrang Carls, wird aber durch einzelne Spannungen etwas gedämpft und läßt deutlicheren Erweisen der kirchlichen Loyalität Raum. In den Grundfragen der preußischen Kirchenpolitik, die aus dem von der Krone präferierten jus circa sacra erwachsen und die Quelle aller späteren Konflikte geworden sind, bes. in Sachen der gemischten Ehen, verhält sich Carl ganz wie die übrigen Bischöfe des Ostens. Wärmeres kirchliches Empfinden ist bei ihm nicht festzustellen. Die Frage ist jedoch nicht kategorisch zu lösen, da jedes Dokument fehlt, das uns Einblicke in sein persönliches Denken und Fühlen tun ließe. Doch läßt sich von vornherein im Verhältnis zu seiner im Ganzen mehr politischen und gesellschaftlichen Lebensrichtung besondere religiöse Tiefe und Innigkeit so wenig erwarten, wie ein ausgeprägtes geistiges Leben.

<sup>1)</sup> Lehmann-G. VI, 534 ff: 547 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. P. Schwarz, Der erste Kulturkampf 170 f. Titel des Katech.: „Kath. Katechismus auf Verordnung Sr. Erz. des . . . D. Carl von Hohenzollern Bischofs von Eulm . . . von einem Weltpriester Eulmscher Diözes abgefaßt“ Marienwerder 1791.

Das also war die Luft, in der der junge Joseph Hohenzollern aufwuchs. Sie gab ihm an kirchlicher und religiöser Anregung nicht sehr viel. Aber sie verdarb auch wenig, da sie in jeder Hinsicht ein Vacuum darstellte, das so oft anders gerichtete Grundanlagen stärker sich entwickeln läßt. Aber sicher baute Karls Einfluß weiter an Josephs gut begründeter und bisher gepflegter ethischer Haltung. Der Edelmann, der auch er zeitlebens war, wenn auch anders als sein Oheim, wurde sicherlich am Hofe von Oliva im Wachstum wesentlich gefördert.

Über die Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung Josephs im Einzelnen fehlt leider jede nähere und direkte Mitteilung. Was über deren Grundrichtung in Erfahrung zu bringen ist, beschränkt sich auf die allgemeine Einrichtung und den Geist der Studien am akademischen Gymnasium zu Altschottland, das ja der Oheim als Chef der westpreussischen Jesuiteninstitute selbst organisiert hatte und noch überwachte. Daß Joseph in Altschottland studierte und sonst nirgends, ist in der Familie immer überliefert gewesen<sup>1)</sup>. Eine vereinzelt auftauchende Behauptung, er habe in Rom studiert, entbehrt jeder Begründung.<sup>2)</sup> 1793 erbittet der Oheim eine Erspesung auf Oliva und Pselin für seinen Neffen; er würde die Aussicht auf Versorgung diesem gar nicht ausbändigen, bis er sehe, daß „er sich qualifiziert und würdig gemacht habe, diese Pfründe zu besetzen, ohngeachtet selber schon ist der besten Führung ist“<sup>3)</sup>. Das Gesuch wird abgelehnt, ebenso wie das spätere um die Dompropstei Breslau für Joseph<sup>4)</sup>. Die Priesterweihe durch Carl in der Abteikirche zu Oliva ist für den 31. August verbürgt<sup>5)</sup>. Wie die Jahre dazwischen ausgefüllt waren, ist im Einzelnen nicht nachzuweisen. Aber einiges ist über den Studiengang und die wissenschaftliche Höhenlage der Studienanstalt zu Schottland bekannt, so daß wir wenigstens den Rahmen für Josephs wissenschaftliche Ausbildung bekommen. Weitere, individuellere Rückschlüsse lassen sich aus seinen eigenen späteren Niederschriften gewinnen.

Daß ein Jesuitenkollegium in nächster Nähe von Danzig sich bis zur Aufhebung des Ordens erhielt, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß Schott-

1) Maria an Hüpler: Hüpler Nachl.

2) J. E. Krehshmer, Geschichte und Beschreibung der Klöster in Pommerellen, D. 1: Die Zisterzienserabtei Oliva (Danzig 1847) S. 79 — wo auch behauptet ist, Joseph sei in Rom ordiniert. Im Collegium Germanicum jedenfalls ist Joseph nicht gewesen, sonst hätte ihn dessen Historiograph, der den späteren Bischöfen besonders nachgeht, entdecken müssen (A. Steinhuber, Geschichte des Eoll. Germ., 1906).

3) Lehmann-G., VII, 92.

4) Lehmann-G., VII, 100.

5) Prinzessin Maria gibt folg. Daten: Minores 17. VIII., Subdiak. 20., Diakon. 24. VIII., Priesterweihe 31. VIII. 1800, Primiz 14 IX.: Hüpler Nachl.

land zum Territorium des Bischofs von Leslau gehörte. Die Gründung des Kollegiums (zuerst in Danzig) war wie die des Braunsberger ein Akt der zielbewußten gegenreformatorischen Arbeit um die Zeit des Konzils von Trient gewesen. Die Bischöfe Karnkowski (1567–81) und Rozrazewski (1581 bis 1600) gingen in den Spuren des großen Hosius, als sie, um die durch die reformierte Nachbarschaft gefährdete Kirche Pommerellens zu retten, die Jesuiten ins Land riefen. Die Könige von Polen, besonders Sigismund III., unterstützten ihre Bestrebungen. Da die Stadt Danzig sich nicht als günstiger Boden erwies, wurde das Kolleg auf bischöfliches Gebiet verlegt. 1689 war der Bau vollendet, 1711 wurde er umgebaut, eine stolze, stattliche Anlage, deren Untergang durch die Kriegsläufe 1807 und 1813 zu bedauern ist. Leider gingen der größte Teil der Bibliothek und auch wesentliche Stücke des Archives mit zugrunde.<sup>1)</sup> Über die wissenschaftlichen Leistungen um die Zeit des Überganges an Preußen urteilt ein Bericht an die Regierung in Marienwerder nicht günstig.<sup>2)</sup> Auch in den Berliner Akten finden sich mehrfache Klagen über das niedrige Niveau der theologischen Schulen der einstigen polnischen Gebiete, die „akademischen Gymnasien“ nicht ausgenommen; eine völlige Umstellung des Studienbetriebes wird verlangt.<sup>3)</sup> Carl von Hohenzollern aber, der Chef und oberste Inspektor dieser Anstalten, ist stets vollen Lobes über sie: gerade Altschottland hebt er wiederholt hervor als sehr hochstehend, nicht bloß für die Bildung des Klerus, sondern auch zur Angliederung von Lehrerbildungsanstalten geeignet. Nach seiner Organisation von 1781 mußten die Kandidaten des geistlichen Amtes in Schottland (wie in Braunsberg) nach Absolvierung der grammatischen Klassen 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie studieren, wenn nicht besondere Fähigkeit eine Verminderung nahelegte. Er betont nochmals, daß er auch Lehrstühle für deutsche und französische Sprache und Literatur eingerichtet habe. Nicht

<sup>1)</sup> Bidder, Beiträge zu einer Geschichte des westpreussischen Schulwesens in polnischer Zeit, ca. 1572–1772 (Zeitschrift des westpr. Geschichtsvereins J. 49 (1907) S. 273–349, bes. S. 295 ff., S. 320. — Die aus Archiv der Diözese Culm übergegangenen Reste des Archives und die wenigen in Danzig lagernden Bestände (s. S. 315) waren mir nicht zugänglich. Bidders Darstellung hört da auf, wo unser Interesse beginnt.

<sup>2)</sup> Bidder, S. 320.

<sup>3)</sup> s. Bericht der westpreussischen Regierung über die Gesamtlage des katholischen Kirchenwesens in Westpreußen (März 1800): Lehmann-S. VIII, 251–264. Dort ist auch auf einen Spezialbericht verwiesen (J. Gedike, Annalen des preussischen Schul- und Kirchenwesens, Berlin 1801, II, 1–42). Es müsse künftig beachtet werden, daß der katholische Geistliche nicht allein Priester, sondern auch Volksschüler und ein gebildeter Mann sein muß. — Dem Mißstand will die Regierung abhelfen durch Errichtung von kath. Lehrstühlen in Frankfurt a. d. Oder und Königsberg (VIII, 330), was eine Kabinettsordre v. 21. X. 1800 genehmigt (VIII, 359). Der Reisebericht des Ministers v. Nassow (30. I. 1803) kommt darauf zurück und stellt dieselben Forderungen auf Grund der Feststellung derselben Mißstände (VIII, 749).

minder war Geschichte und Geographie vertreten. Schottland habe wirklich vorzügliche Lehrer, übrigens sehr wenige Jesuiten. Ein ganz tüchtiger Schulmann sei der Direktor Raffalski. Die übrigen Professoren kenne er zwar nicht so genau, aber der Direktor habe versichert, daß er zu Lehrern die geschicktesten und brauchbarsten Subjekte ausgesucht habe.<sup>1)</sup>

Dies wenige ist alles, was sich zunächst über den äußeren Rahmen der akademischen Bildung Josephs feststellen läßt. Er selbst spricht nie von seiner Studienzelt in Altschottland. Hipler weiß, ohne uns die Quelle zu verraten, einen einzigen Namen aus dem Kollegium der Lehrer Josephs zu nennen: Johannes Steffen, einen früheren Hofkaplan Karls, mit dem Joseph sich auch als Bischof noch eng verbunden wußte.<sup>2)</sup>

Bei diesem Mangel an konkreten Anhaltspunkten für ein Bild seines Studiengangs ist es besonders zu schätzen, daß uns Joseph unwillkürlich selbst einen Weg zeigt, der uns wenigstens von der gesamten Art und Richtung seiner Studien nachträglich Kunde gibt. Natürlich sagen auch die Briefe indirekter Weise genug, wenn sie uns den stillen Leser von Oliva zeigen, der die Augen für alle möglichen Neuerscheinungen der theologischen, aber auch der allgemeinen wissenschaftlichen und der belletristischen Literatur stets offen hat. Aber in seine methodische Schulung und Einstellung lassen uns doch am besten die zwei Oktavbände handschriftlicher Aufzeichnungen blicken, die Hipler „Tagebücher“ nennt und aus denen er 906 Aphorismen in sachliche Gruppen geordnet veröffentlicht hat.<sup>3)</sup> Um „Tagebücher“, Aufzeichnungen täglicher Erlebnisse und Vorgänge, handelt es sich hier nicht. Vielmehr sind die beiden Bände einfach Notizbücher, in die der Bischof sowohl Lese Früchte, wie auch eigene Gedanken ohne System, ganz durcheinander, eingetragen hat. Das System der von Hipler herausgenommenen Aphorismen ist nachträglich gemacht, von ihm selbst und schon von der ersten Hand, die im Kathol. Wochenblatt für die Diözesen Eulm und Ermland eine Sammlung von Aphorismen veröffentlichte. Dieser erste Herausgeber war nach Marias Mitteilung<sup>4)</sup> Pfarrer Dr. Redner, der spätere Bischof von Eulm. Er schon ließ sich bei der Auswahl von dem

1) Lehmann-G. VI, 174, 315, 345 ff., 370, 429; vgl. auch V, 435.

2) Hohenzollern, Briefe XXII.

3) Die zwei schön gebundenen Oktavbände (Bischöfl. Erml. Archiv Frauenburg) sind von späterer Hand erst paginiert (371 und 207 Seiten), der zweite ist nur zu etwa einem Drittel beschrieben. Für die Verteilung der beiden Bände auf die Jahre 1816–1830 und 1830–36 gibt es im Manuskript des Bischofs selbst keinen Anhaltspunkt. Es fehlt auch jede zeitliche Anspielung. Auch gibt es so wenig Überschriften wie Absätze. Alles steht wahllos und ohne Scheidung hintereinander.

4) Hipler Nachl. (Brief v. 12. IV. 1867). — Die Veröffentlichung geht durch einen halben Jahrgang des Kath. Wochenblattes (1862) Jg. XX, Nr. 25–31.

Prinzip leiten, nur das herauszugreifen, von dem er mit Gewißheit annehmen zu können glaubte, daß es von Joseph selbst herrühre. Dieses Prinzip übernimmt Hipler, der alles das vollständig wiedergibt, „was sich nicht als bloßes Exzerpt erwies“. Wer sich in die Notizbücher vertieft, wird bald zu dem Ergebnis kommen, daß in sehr wenigen Fällen das geistige Eigentum Josephs einwandfrei festzustellen ist. Zweifellos würden sich noch eine ganze Reihe von Aphorismen, die Hipler als Josephs geistiges Gut abdruckte, als Zitate nachweisen lassen. Doch soll diese kritische Frage hier nicht weiter verfolgt werden. Für unser Thema ist zweierlei wichtig, wenn man so sagen will, verräterisch. Die Tatsache einmal, daß Joseph, der eifrig, der mit Geschmack und wie Hipler mit Recht sagt, mit bewundernswertem Blick für das Wesentliche, liest und exzerpiert, alle seine Exzerpte ohne Fundort und ohne sie als Zitat zu kennzeichnen aufschreibt, beweist, daß er nie methodische Einführung in wissenschaftliches Arbeiten genossen hat, ja noch mehr, daß er keinen Sinn und kein Bedürfnis für wissenschaftliches Forschen hatte. Das ist kein Vorwurf, nur eine psychologische Feststellung. Man kann ohne Zweifel ebenso gut ein hochgebildeter Mensch sein ohne jeglichen Sinn für wissenschaftliche Methode, wie man Gelehrter von sauberster Kritik der Einzelforschung sein kann ohne allgemeinere Bildung. Das Zweite, was Josephs Notizbücher offenbaren, ist das Unsystematische „feiner“ Quovog.“ „wer geitboie“ zitate aus „auen möglichen Literaturgebieten mit eigenen Gedanken, sowohl religiöser, wie ethischer, wie kirchenpolitischer Art, und mit ganz trockenen statistischen Angaben, wie z. B. über die Konfessionsverhältnisse auf der ganzen Erde, oder mit juristischen und kanonischen Exzerpten, apologetischen Beweisgängen, ganz bekannten Schriftversen und Psalmstellen, dann wieder mit Dichterzitaten unterschiedslos an einander reiht und in ein Notizbuch schreibt — wobei ein Rätsel bleibt, wie er je wieder etwas von den Notizen finden kann —, der ist ein bildungshungriger, äußerst fleißiger Leser und Sammler, zeigt aber gerade durch die Art seiner Exzerpte und ihre Aneinanderreihung, oft auch durch eine gewisse anfängerhafte Freude an einem Fund, der eigentlich schon bekannt sein mußte, daß er keine systematische Bildung genossen hat. Das mindert den persönlichen Wert des Betreffenden keineswegs und nimmt ihm auch nicht das Anrecht, sich gebildet zu nennen — im Gegenteil, die Intensivität solcher Bildung, ihre erlebnismäßige Tiefe ist oft viel größer als dort, wo ein sogenannter guter Schulsack von vornherein die innere Anteilnahme hindert. Gerade die Tiefe und Breite der erlebnismäßigen Bildung wird durch die Notizbücher bekundet: ein feiner, ausgeglichener, nach innen gewandter Geist offenbart sich. Aber die angeführten Schlüsse auf die formale Seite von Josephs Bildung dürften unanfechtbar sein.

Nach dieser Feststellung wird man auch eine kritische Bemerkung, gemacht von einem offenbar eingeweihten, wenn auch nicht wohlwollenden Anonymus, in den „Historisch-politischen Blättern“ (1839), nicht mehr so ungerechtfertigt finden können, wenn sie auch böswillig gemeint war: „Wir wissen alle, daß der hochselige Fürstbischof, den der ganze Klerus Ermlands für den Würdigsten in seiner Mitte gehalten, daß dieser fromme Priester, dieser edle Mensch und fein gebildete Mann tiefe philosophische und theologische Gelehrsamkeit nicht besaß.“<sup>1)</sup> Dieses Urteil, dem Bischof und Domkapitel von Ermland eine entrüstete Erklärung entgegengesetzten, die sich allerdings noch mehr gegen weitere Bemerkungen und Folgerungen richtete, <sup>2)</sup> Joseph fehlte bei allem Bildungsseifer und trotz feinsten Allgemeinbildung die methodische und systematische wissenschaftliche Schulung. Dagegen war sein Geschmaç für Literatur und Kunst sehr kultiviert und sein Interesse für alle möglichen Gebiete des Geisteslebens außerordentlich rege. Es dürfte wenige Bischöfe seiner Zeit gegeben haben, die hierin mit ihm Schritt gehalten haben.<sup>3)</sup>

## 2.

### Beziehungen Josephs zur katholischen Restauration.

Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts durchzieht das katholische Deutschland eine starke Bewegung, zum Teil in geistiger Berührung mit der Romantik, aber nicht wesenseins mit ihr: Die Erneuerung des jeden Anflug von Rationalismus hinter sich lassenden Glaubensgeistes und des geschichtsfrohen Erbschaftsbewußtseins, frischer und mutiger Sinn für Verwirklichung einer christlich durchseelten Kultur und Gesellschaft. Man darf diese Bewegung, die übrigens ihr Ziel nicht erreichte, „Restauration“ nennen — in einem anderen Sinne, als von politischer „Restauration“ gesprochen

<sup>1)</sup> Histor. polit. Blätter III, 776 f. Die Aufschrift war als aus dem Ermland eingeschandt bezeichnet. Gegenerklärung IV, 447 f.

<sup>2)</sup> Prinzessin Maria berichtet, daß Josephs Abendstunden stets mit Arbeit und Lektüre ausgefüllt waren: „obgleich in tiefer Einsamkeit lebend, ging er in allen Zweigen des Wissens, der Literatur und Kunst, in lebendigstem Interesse mit der Zeit mit. Große Freude hatte er an schönen Gemälden und Kupferstichen, die seine einfach und behaglich eingerichteten Zimmer schmückten.“ (Hipler Nachl.) — Es würde sich wohl lohnen, die Bibliothek Josephs zu rekonstruieren, die zum Teil in die Bibliothek des Priesterseminars zu Braunsberg, zum Teil in die Bibliothek des erml. Domkapitels zu Frauenburg übergegangen ist.

wird.<sup>1)</sup> Die örtlichen Brennpunkte sind das Münster der Gallizin, Fürstenberg und Overberg, das auch Graf Friedrich Leopold Stolberg nach seiner Konversion zum Wohnsitz wählte, das Mainz des „Katholik“, das auf das Straßburg der Liebermann, Weiß und Käß zurückgeht, das Tübingen der jungen katholisch-theologischen Fakultät und ihrer Führer Drey und Möhler, das München der Sailer Schule, das Landshut ablöste, verstärkt durch die neuberufenen Kräfte der in die Hauptstadt verpflanzten Universität (Goerres, Döllinger und ihre Freunde), und endlich das Wien des heil. Clemens M. Hofbauer und Fr. Schlegels. Mit einigen dieser Mittelpunkte stand Joseph während der ganzen Zeit seiner bischöflichen Wirksamkeit, die mit dem geistigen Aufschwung des katholischen Deutschland fast ganz zusammenfällt, in näherer und unmittelbarer Beziehung, in schriftlichem Gedankenaustausch. Vom Münsterer und vom bayerischen Mittelpunkt zog er Kräfte für eines seiner Hauptwerke, die Neubelebung der philosophischen und theologischen Studien an der altherwürdigen Diözesanbildungsstätte, heran. Der Wiederaufbau der akademischen Studien in Braunsberg ist ohne die Anleihen bei dem Gallizin-Fürsteburgkreis und der Jüngerschaft Sailer's gar nicht zu denken. Aber auch zu den übrigen Zentren führen, wenn auch mittelbar, Fäden, insofern als Joseph für alle führenden Persönlichkeiten und ihre Auswirkung in Werk und Schrift das lebendigste Interesse hatte, alle von daher kommenden literarischen Neuerscheinungen eifrigst las und empfahl und sich ganz in die Atmosphäre dieser Kreise einlebte, von der er möglichst viel ins Ermland übertragen wissen wollte. Die hierauf bezüglichen Bemerkungen seiner umfangreichen Korrespondenz gewähren wohl den Hauptreiz des von Hipler veröffentlichten Materials. Leider gelang es dem eifrigen Sammler nicht mehr, alle die vielen Briefe, die von Oliva und Schmolainen ausgingen und da zusammenliefen, zu finden. Joseph hatte die bei ihm lagernden vernichten lassen.<sup>2)</sup> Die Empfänger hatten auch nicht alles aufbewahrt; so weit sie überhaupt noch zu ermitteln waren, kamen von manchen, gerade von wesentlichen Korrespondenten, bezw. deren Erben, negative Bescheide auf die Anfragen zurück. Ein Zettel Hipler's bemerkt: „Briefe an Stolberg, Ostreich, Verlach, Scheill, Dittersdorff, Busse, Frenzel verloren“. Doch ist uns in den zahlreichen und ausführlichen Schreiben an Schmedding und Schmülling sozusagen der Grundstock seiner ganzen Korrespondenz erhalten. Die Hauptsachen, die ihn bewegten, sind dort verhandelt. Durch die Briefe an v. Schön, Nicolovius, Eichendorff, an Achterfeld und einige andere Braunsberger Professoren, kommen

<sup>1)</sup> Über den Begriff der „Restauration“ vgl. m. Arbeit: Von der Aufklärung zur Romantik, 1925, S. 193 ff.

<sup>2)</sup> Prinzessin Maria an Hipler: Hipler Nachl.

keine wesentlich neuen Züge hinzu. Die umfassende Korrespondenz Theodors v. Schön gibt einige Ergänzungen zur Kenntnis der vom Bischof verfolgten Kirchen- und Kulturpolitik.<sup>1)</sup> Dagegen ist es ein unwiederbringlicher Verlust, daß Schmeddings Antworten sich nicht mehr vorfinden. Auch die Briefe Josephs an persönlich Vertraute, wie an den Landvogteidirektor Oschewski in Heilsberg, einen Konvertiten, und Josephs geschäftlichen Agenten in Königsberg, Rechnungsrat Hempel, wird man ungern vermissen.<sup>2)</sup>

Den größten Teil der erhaltenen Briefe bilden die an die beiden Münsterländer Schmedding und Schmülling, voll reichster persönlicher und sachlicher Aufschlüsse. Wir sehen jetzt ab von ihrem bedeutsamen kirchenpolitischen Inhalt — die ganze wechselvolle Geschichte der Wiederaufrichtung des Studien- und Schulwesens in der Diözese Ermland, besonders der Neugründung des Lyzeums Hofianum liegt darin — und würdigen nur die allgemein geistesgeschichtlichen Momente. Aber der Korrespondenz mit Schmedding schwebt der Schimmer und Duft der von Humanismus und Sailerischer Frömmigkeit gleichermaßen gesättigten Luft des Stolberg-Gallizinkreises. Stolbergs Schriften liest der Fürstbischof mit Begeisterung: die von ihm besorgte Vertikopenübersetzung verschenkt er in seiner Diözese zu Hunderten. Von Stolbergs Grab wünscht er einen Kupferstich zu erhalten. Bei einer Predigt in Wormditt spricht er vom erbaulichen Tode des Grafen im Anschluß an die ergreifende Darstellung in Stolbergs Büchlein „Über die Liebe“.<sup>3)</sup> Ein direkter Briefwechsel, der, wie Maria versicherte, zwischen Joseph und Stolberg und jener Familie stattfand, ist nicht mehr erhalten. Einen Brief an Oeberberg, den begnadeten Pädagogen von Münster, brachte das Jubiläum des Spätjahres 1926 zum Vorschein.<sup>4)</sup> Joseph spricht da von seinem Hauptanliegen, dem Priesternachwuchs für Ermland: er dankt dem Münsterer Regens für versprochene Sendung von Theologen, dankt ihm für seine literarische Einwirkung auf den ermländischen Klerus und spricht zum Schluß von der beiden gleich teuren Seherin von Dülmen A. K. Emmerich. Aber auch andere Briefe wurden geschrieben, z. B. in der Angelegenheit der Besetzung der Braunsberger Lehrstühle; sie sind aber bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen, außer einem von Oeberberg (30. Januar 1820), der in ergreifender Herzenswärme vom Tode des sel. Stolberg spricht<sup>5)</sup>; Joseph

<sup>1)</sup> Aus den Papieren des Ministers Theodor v. Schön. 6 Bde., Berlin. 1875 ff.

<sup>2)</sup> Maria v. S. an Hpler: Hpler Nachl.

<sup>3)</sup> Hohenzollern, Briefe S. 110, 145, 195 f., 237 f., 303, 306, 506.

<sup>4)</sup> Veröff. v. Paskalis Neper in „Münsterischer Anzeiger“ Nr. 1012 (Sonderbeilage „Bernard Oeberberg“). — Über Oeberbergs geistesgeschichtliche Bedeutung unterrichtet neuerdings die Festschrift: Bernard Oeberberg als pädagogischer Führer seiner Zeit, hrsg. v. K. Stapper, Münster 1926.

<sup>5)</sup> Pastoralblatt f. d. Diöz. Ermland Jg. IX (1877) S. 77.

schätzte sich glücklich, durch Schmedding die Bilder Overbergs und Stolbergs bekommen zu haben. Als Exekutor der Bulle „De salute animarum“ wollte Joseph Overberg ins neu zu konstituierende Domkapitel von Münster nehmen; infolge Overbergs Verzicht kam es nur zu einem Ehrenkanonikat. Der bescheidene Regens erschien dem Bischof als das Idealbild eines Priesters. Einen Jünger Overbergs hätte er auch gern an der Spitze des Braunsberger Lehrerseminars gesehen, aber sein Gegner v. Schön „wollte den Ermländern dieses Glück nimmer gönnen.“<sup>1)</sup>

Man kann sich in unserem nüchternen und misstrauischen Zeitalter keine Vorstellung mehr machen von dem, was noch vor hundert Jahren Freundschaft war und welche geistige Geschlossenheit und treue Liebe einen Freundeskreis zusammenhielt. Wie glühend war der Ausdruck der freundschaftlichen Zuneigung gerade in den beiden großen Kreisen, deren Mittelpunkt Friedrich Stolberg war — der erste, in Eutin, umschloß die Klopstockjünger in Hamburg und Umgebung bis nach Holstein, Matthias Claudius, Schröder, Nicolovius, Berthes; der zweite, der uns hier interessiert, bildet sich um den katholisch gewordenen Stolberg in und um Münster und der Fürstenberg-Overberg-Kreis verschmolz mit ihm.<sup>2)</sup> Man würde weit fehl gehen, rhetorische Übertreibung in allen den Liebes- und Freundschaftsbeteuerungen sehen zu wollen. Diese Menschen kannten noch solche Gefühle und waren noch begeisterungsfähig und idealgläubig genug, um, ungestört von Psychoanalyse, ein großes Stück ihres Lebens damit auszufüllen und zu verklären. Auch Fürstbischof Joseph, der gewiß kein Schwärmer war, stimmt seine Briefe auf den hohen Klang des Zeitalters der Sympathie und am meisten gerade die Briefe, die mit Angehörigen des Münsterschen Kreises gewechselt werden. Am wärmsten aber klingt der Ton seines Gedankenaustausches gerade bei den zweien, die selbst innig verbunden, die Hauptthefler Josephs geworden sind: Schmedding und Schmülling. Wir müssen bei beiden etwas verweilen.

Johann Heinrich Schmeddings Name steht wichtig und ehrenvoll in der Geschichte der preussischen Beziehungen von Staat und Kirche. Die von ihm ausgegangenen Briefe und Aktenstücke sind unermesslich an Zahl und noch lange nicht alle bekannt und gewürdigt. Seit er 1809 als katholischer Rat der geistlichen und Unterrichtsabteilung des Ministeriums des Innern in Königsberg<sup>3)</sup>, mit Joseph in Berührung gekommen war, verschwindet er nicht mehr

<sup>1)</sup> Hohenzollern, Briefe S. 124, 149, 199, 234, 239, 243, 297, 313.

<sup>2)</sup> Über Stolbergs Beziehungen zu ermländischen Freunden s. den schönen, verständnisvollen, offenbar von Hippler hamnenden Auffag im Pastoralblatt f. d. Diöz. Erml. IX 74 ff.

<sup>3)</sup> Auf der Durchreise nach Königsberg stieg Schmedding am 6. August 1809 zu Braunsberg im Hause des Kommerzienrats Joh. Ostreich, des weitblickenden Anregers auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete, ab, wurde durch ihn gleich in die Nöte Ermlands eingeführt und war Zeuge des barbarischen Vandalismus, der im selben Jahre das schönste

aus seinem Leben und bleibt mehr als bloß Mitarbeiter, Berater, Mittelsmann, er ist Vertrauter, dem der Bischof seine Sorgen und seine Stimmungen offenbart, die öfters trübe sind. Durch Schmedding wird der Bund mit den Münsteranern geknüpft und immer fest erhalten. Schmedding sucht, wie wir noch sehen werden, die meisten der neuen Professoren für Gymnasium wie Lyzeum Hosiannum. Die kirchenpolitische Stellung und Wirksamkeit Schmeddings ist recht widersprechend gewürdigt worden, von Zeitgenossen wie von Späteren. Wir müssen kurz auf diese Frage eingehen, da sie auf das Zusammenwirken mit Joseph zurückschlägt. Wenn spätere Kritiker, wie J. K. Kraus in den „Spektatorbriefen“<sup>1)</sup> oder Reusch<sup>2)</sup> seine kirchliche Stellung schillernd oder zwiespältig finden wollen, so kommt D. Mejer<sup>3)</sup> dem Tatbestand schon näher, wenn er Schmeddings Platz in der gesunden Mitte stehend bestimmt, zwischen, wie er sagt, „ultramontanen Extremen“ in der Art Drostes und zwischen Wessenbergs gallikanischen Tendenzen; er findet begreiflich, daß Schmedding, als Kanonist aus der episkopalistischen Schule hervorgegangen, eher zur Ausdehnung des Staatseinflusses auf die Kirche neigt, als zum Gegenteil. Übrigens ist mit der Stellung des Dilemmas: Episkopalismus oder Papalismus, das Mejer doch wohl meint, noch lange nicht alles Wesentliche zur Problematik der damaligen kirchenpolitischen Verhältnisse gesagt. Viel wichtiger ist das andere: Staatskirchentum oder kirchliche Autonomie. In letzterer Frage stellte aber Schmedding gewiß seinen Mann; er hat seinen Minister v. Altenstein ausgesprochen zugunsten der kirchlichen Freiheit beeinflusst. Von zeitgenössischen Kritikern ist der voreingenommenste der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, der sich wiederholt bitter über ihn beklagt<sup>4)</sup>. Ihm zur Seite steht Theodor von Schön, dessen persönliche Provinzialkirchenpolitik Schmedding allerdings auch oft genug durchkreuzt hat.<sup>5)</sup> Auch Freiherr vom Stein urteilt scharf über den „Emporkömmling, der seinen schwachen, nebulicirenden Herrn (Altenstein) nicht in Ordnung

kirchliche Bauwerk, die ehemalige Franziskanerkirche, abbrach und das Inventar schamlos verschleuderte: Vgl. Franz Hüpler, Joh. Heinr. Schmülling, der Nachfolger Overbergs (Braunsberg 1886) S. 7. Östreich ist eine Figur, wie sie sonst nur in der Umwelt der großen Hansestädte auftritt. In ihm und seinem volkswirtschaftlichen und kulturpolitischen Wirken erlebte die Stadt Braunsberg einen letzten Nachglanz größerer und regerer Vergangenheit. Über sein Leben und Schaffen vgl. den anonymen Aufsatz „Der Kaufmann von Braunsberg“: Erml. Zeitung 1881 Nr. 64–73. Er beruht zum Teil auf J. Verlach, Denkschrift auf J. Östreich: Preuß. Provinzialtbl. XI (1834) S. 153–164, 236–243.

1) Allg. Zeitung 1898, Beilage Nr. 97, Brief Nr. XXXV.

2) Briefe an Bunsen von röm. Kardinalen u. Prälaten, deutschen Bischöfen u. and. Katholiken, hrsg. v. J. D. Reusch (Leipz. 1897) S. 113.

3) D. Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage (1871–85) Bd. II, 44. Vgl. auch I, 425.

4) Briefe an Bunsen, S. 111, 113, 118 f. 145.

5) Aus den Papieren Schöns Bd. VI, 515.

halten kann“.) Auch Nicolovius, der doch dem Ausgangspunkte Schmeddings und dem Herde seiner Richtung persönlich nahestand, ohne jedoch die protestantische Haltung aufzugeben, nimmt verschiedene Anstöße an Schmeddings Art zu arbeiten. Aber seinen persönlichen Wert, seine reine Gesinnung und die Tiefe und Zartheit seines Wesens, bekundet er laut.) Jedenfalls gewinnt man aus der Korrespondenz mit Joseph ein ganz sympathisches Bild von dem treuen Wähler der katholischen Belange im preussischen Kultusministerium, dem warmen Freund des kirchlichen und geistigen Lebens im Ermland, dem besorgten persönlichen Freund des Fürstbischofs und dem vielfache geistige Interessen vertretenden, durchaus gebildeten Mitglied des Münsterischen Kreises, das bei aller ungeheuren amtlichen Beschäftigung noch Zeit und Neigung hat, eine Sammlung religiöser Lieder und Andachtsbücher herauszugeben.) Auch das posthume Erscheinen des Stolberg'schen Perikopenbuches, das Joseph übrigens 1824 als amtliches Epistel- und Evangelienbuch in der Diözese Ermland einführt, ist von Schmedding besorgt und betreut worden.)

Joh. Heinr. Schmülling, auch geborener Westfale und Schmeddings Studienfreund, ist insofern noch enger mit Fürstbischof Joseph verbunden als er 16 Jahre lang in seinem Sinne des Gymnasium in Braunsberg leitete und wesentlich mit Hand anlegte beim Aufbau der höheren akademischen Bildungsstätte für den ermländischen Klerus, an der er ab September 1821 als Professor für Philosophie und erster „Dirigent“ (erst von 1829 an zählt das Lyzeum Hosianum Rektoren) neben seiner Tätigkeit fürs Gymnasium wirkte. Die Briefe, die von ihm erhalten sind, sind viel mit geschäftlichen Berichten gefüllt, dennoch reizvoll.) Vollends der lebendige Eindruck von seiner Persönlichkeit muß, von seiner Tüchtigkeit als Organisator des Schulwesens und als Lehrer ganz abgesehen, geradezu hinreißend gewesen sein. Ein Schüler, der allerdings dichterisch begabt war und die seltene Gnade hatte, mit den Augen der Liebe eines begeisterten Jüngers im Meister nur Edles und Großes zu sehen, hat noch als Preis einen glühenden Hymnus auf den unvergeßlichen Lehrer gesungen. Der offenbar kongeniale Jünger hat den platonischen Duft des Stolbergkreises gewittert und in seinem Bild wieder zum Ausdruck gebracht. Als er den Lehrer zum erstenmal in Braunsberg sah, er, der Protestant den katholischen

1) Berts, Steins Leben VI, 71. vgl. aber Niebuhr: ebd. VI, 53, 108.

2) Aus den Papieren Schöns Bd. V 159 f.

3) J. H. Schmedding, Geistliche Lieder; Münster, 1869. — Vgl. Hohenzollern, Briefe S. 404; Bender, Geschichte der philos. u. theol. Studien in Ermland (Braunsberg 1868) S. 132.

4) Vgl. Pastoralbl. f. Diöz. Ermland IX. S. 79.

5) Fr. Hipler, Joh. Heinr. Schmülling S. 30 ff., 51 ff., 59 ff., 61 ff.

Priester, „da wußte er nicht, wie ihm geschah.“ Eine solche Erscheinung hatte er noch nie in Wirklichkeit, nur in seiner regen Phantasie, geschaut. Die Gestalt, der Ausdruck des Gesichts, der ätherisch schwebende Gang nahm den Jungen gefangen. Sein kultiviertes Studierzimmer schlug ihn noch mehr in Bann. Der Unterricht, vollends aber die persönliche Liebe und väterliche Führung, die er vom verehrten Lehrer erfahren durfte, machten ihn ganz ihm geistig zu eigen. Eine Szene bei nächtlichem Sternesbetrachten stellt er mit eindringlicher Wucht vor uns hin: ein paar Worte des Lehrers, freilich von der Prägung, die nur ein ganz Tiefer unwillkürlich seinen Worten gibt, ließen ganze Welten von Gedanken in ihm aufgehen. Den religiös Suchenden leitet Schmülling mit zarter Hand; später gibt er ihm viele Schriften von Sailer und die Geschichte der Religion Jesu Christi von Stolberg, ein Buch, das damals Wunder wirkte an Erweckung und Erleuchtung. Kurz vor dem Abschied für immer sieht der Jünger den Meister in Berlin mit Alexander von Humboldt stehen und sprechen. „Welches Licht ging von beiden Männern aus! Aber das Licht welches Humboldt umstrahlte, war ein kosmisch-astralisches, das meines Lehrers ein überweltliches, intelligibles.“ Jede Abendröte erinnert den altgewordenen Schüler mit dem jungen und glühenden Herzen an das sehnsüchtig und glücklich zugleich erlebte Abendrot, das in Braunsberg glühte zwischen dem Gymnasium und einem alten Turm, wenn Schmülling naturkundlichen Unterricht gab und dann saß den Alten ein unennbares Heimweh nach dem längst ins ungetrübte Licht eingegangenen Meister.<sup>1)</sup>

Zu der Verpflanzung Schmüllings nach Braunsberg im Oktober 1811 war der Studienfreund Schmedding das amtliche Werkzeug und die direkte Veranlassung; der weitere Anstoß ging von einem ebenfalls nach Braunsberg gezogenen Münsterländer aus, dem Rechtsphilosophen Joh. Bernhard Farwick, der Mathematikprofessor am Gymnasium wurde und für die Direktorstelle Schmülling nannte. Die beiden begründeten die Westfalensolonie in Braunsberg und wenn sie auch am Anfang Heimweh hatten und „sich beengt fühlten“,<sup>2)</sup> wie Schmülling noch im Dezember 1811 an Schmedding schreibt, so wurzelten sie doch im neuen Boden ein und insbesondere Schmülling hatte vom ersten Augenblick an herzliches Verständnis für die Bedürfnisse Ermlands. Schon im November schiebt er Schmedding ein Promemoria

<sup>1)</sup> Alexander Jung, Schmülling: Pastoralbl. f. d. Diöz. Erml. Jg. IX (1877) S. 79–82. Jung ist ein heute zu Unrecht vergessener Spätromantiker, Nachfahre der „Rosenkreuzer“ des deutschen Ostens, intimer Freund von Rosenkranz, Schüler von Schleiermacher, auch dem „Jungen Deutschland“ nahestehend (geb. 1799 zu Rastenburg, † 1884 zu Königsberg).

<sup>2)</sup> „In der kleinen Stadt wird es bekannt, wenn man geneset hat“, schreibt er an Schmedding: Dpler, Schmülling S. 78.

Ostreichs, des Curator loci des Gymnasiums, das die Erhaltung einer theologischen Bildungsanstalt für Braunsberg forderte und die Verlegung nach Königsberg ablehnte.<sup>1)</sup> Er hätte gern trotz aller Primitivität der Braunsberger Verhältnisse noch weitere Münsterländer herübergeholt und dachte an Katerkamp, an einen früheren Kollegen König und einen Schüler Hölling, auch an Hermes, für den wohl das Klima zu rauh und das sonst Gebotene zu gering wäre, auch an Kellermann, den Instruktor im Hause Stolberg.<sup>2)</sup> Die Armut der Geistlichkeit im Ermland sei allerdings groß. Auch bei den früheren Professoren hätte es über einen Trunk Bier hinaus nicht gereicht. Zur Geistesbeschäftigung fehlten Mittel, Lust und Anleitung. Die Menschen seien in ihrer Kümmerlichkeit versunken. Jedenfalls ist es ein Denkmal, das der Münsterländischen Geisteskultur jener Zeit auf ermländischem Boden errichtet ist, wenn die Statuten sowohl des Gymnasiums (1812) wie des Lyzeums (1822) ein Werk Schmüllings sind, letztlich also eine Frucht aus dem Garten Fürstenbergs und Oeberbergs, gereift an der Sonne Stolbergs. Aber nicht bloß das leere Gerippe kam aus dem Münsterland, der ganze lebendige Bildungstrieb, der in Braunsberg damals aufging, und dazu das herzliche und intime Zusammenleben der Kollegen im Kollegienhaus, so ungastlich es war, ist aus der sonnigen Welt Stolbergs übertragen. Der Briefwechsel mit Schmedding, der über die Fortschritte und Schwierigkeiten in Braunsberg fortlaufend berichtet, zeigt das wahrhaft herzbewegend. Noch 1816 muß Schmülling sich beklagen, daß sein und seiner Mitarbeiter Wirken „nicht besonders hoch gerühmt wird“. In Braunsberg sei kein Mäcenas Fürstenberg, keine Gallizin und sie seien „eben doch Fremde“.<sup>3)</sup> Und doch hat Schmülling das Land geliebt, dem er die besten Mannesjahre schenkte: der alte Regens in Münster erzählte jeden Tag von seiner Braunsberger Zeit, ein Bild des Frischen Daffs hing in seinem Zimmer, Braunsberg war Gegenstand seiner letzten Unterhaltungen.<sup>4)</sup> Die in ihm wohnende Liebe, Feuer vom lodernden Herd des Stolberg-Kreises, hatte um Ermland gerungen, es erobert und nun trug er in seinem Herzen die zweite Heimat in die erste zurück.

Die von Schmülling gewünschte Berufung weiterer Kräfte aus dem engeren Oeberberg-Kreis kam nicht zustande. Wohl aber vermittelt der

<sup>1)</sup> Abgdr. in dem Aufsatz „Der Kaufmann von Braunsberg“: Erml. Jg. 1881. Nr. 64–72. Nach Dpler, Schmülling S. 31 muß es eine Separatausgabe dieses Artikels geben, die aber nicht auffindbar.

<sup>2)</sup> Dpler, Schmülling S. 36.

<sup>3)</sup> Dpler, Schmülling S. 84. 1813 muß er Schmedding sagen: „Was wir Gutes haben, müssen wir auf alle Fälle jetzt zu halten suchen, denn es wird lange dauern, ehe der Ermländer mit eingreift. Wir stehen im Grunde isoliert, und rings umher guckt man, was die Fremden doch wohl herauswirtschaften werden.“ S. 72.

<sup>4)</sup> Dpler, Schmülling S. 212.

Münsteraner Ereget Kistemaker, der von Schmedding im Einverständnis mit Joseph von Hohenzollern um geeignete Kandidaten befragt wird, noch die Berufung eines weiteren Westfalen, Joh. Bernh. Jos. Busse. Die hierüber Aufschluß gebenden Briefe Kistemakers (vom 1. Februar 1811, 1. März 1817, 2. Juli 1817) fand Hipler im Nachlaß Schmeddings bei dessen Schwager dem Geh. Oberjustizrat von Zur Mühlen in Berlin<sup>1)</sup>. Kistemaker empfahl Busse, der seit 2 Jahren Kaplan in Goldenstedt, Lehramtskandidat und für Philosophie geeignet sei. Tatsächlich aber wirkte Busse als Ordinarius für Kirchengeschichte, Exegese und statt lehrer nach 5 Jahren Kirchenrecht.<sup>2)</sup> Außer ihm hatte Katerkamp noch den Subregens Melchers von Münster empfohlen, der im Konflikt mit dem Generalvikar sei und daher vielleicht gern fortgehe, wohl aber aus lauter Bedenklichkeit zu keinem Entschlusse kommen dürfte, und den Instruktor Bonse in der Familie von Romberg zu Dortmund.

Die übrigen Westfalen, die berufen wurden. Joh. Heinr. Achterfeldt aus Wesel, also vom Niederrhein gebürtig, doch Student von Münster, und Franz Neuhaus (aus Recklinghausen) verdanken ihre Berufung einer Empfehlung durch Hermes. Auch die Briefe des vielgenannten Theologen, der damals noch in Münster lehrte, sind im Nachlaß Schmeddings aufbewahrt.<sup>3)</sup> Hermes berichtet Schmedding am 13. 6. 1817, er habe den Auftrag an Neuhaus ausgerichtet. Der Ruf entspreche dessen Wünschen. Hermes erklärte ihn ausdrücklich für geeignet, nennt „zur Not“ noch Achterfeldt und vielleicht noch König, Helmich, v. Droste. Am 28. 6. berichtet er, daß Neuhaus annehme; aber auch Achterfeldt, dem er etwas von der Möglichkeit verraten, hätte den Wunsch, nach Braunsberg zu gehen. Brauchbar seien beide, Neuhaus vorzuziehen. Achterfeldt könnte seinem Charakter und Gemüt nach auch einen guten Seminarregens geben. Dem Brief ist übrigens eine Nachschrift beigegeben, in der Hermes sich im Anschluß an ein Manuskript, das er eben fertig machte („Philosophische Einleitung in die christkatholische Theologie“) sehr interessant über das Grundsätzliche seiner wissenschaftlichen Einstellung äußert: „Ich habe bei dieser, wie bei allen meinen Arbeiten, keine Rücksicht gekannt, als Wahrheit zu finden und habe kein Ziel gehabt, als eine Grundlage zum Beweise des Christentums und insbesondere des Katholizismus zu legen, welche den jetzigen und zukünftigen Modephilosophen unumstößlich wäre; bin aber dabei ganz unbedürftigt gewesen, ob es den philosophischen und theologischen

<sup>1)</sup> Jetzt im Nachlaß Hiplers, Domkap. Arch. Frauenburg.

<sup>2)</sup> Bendor, Geschichte der philos. und theol. Studien im Ermland, S. 160 f.

<sup>3)</sup> Hipler, Nachlaß (aus Schmeddings Nachlaß).

Meinungen der Zeit zusagt oder nicht. Ich bin daher mit den berühmtesten Philosophen unseres Zeitalters in Widerstreit, mit Kant und Fichte, wiewohl ich, solange ich in diesem Werke herumtappe, gleiche Resultate mit ihnen herausbringe. Des philosophischen Schwärmers Schelling erwähne ich gar nicht, wiewohl ich glaube, seinem System den Eingang zu versperren.<sup>1)</sup>

Gegen Achterfeldt vor allem richtete sich die bössartige Bemerkung aus Ermland in den „Historisch-politischen Blättern“ von 1839, die oben in anderem Zusammenhange zum Teil angeführt wurde. Die Absicht des anonymen Einsenders war nicht eigentlich, Joseph zu treffen, wohl aber die von ihm zum Lehramt in Braunsberg Herbeigerufenen. Da Achterfeldts Indizierung gerade im selben Jahr bekannt wurde<sup>2)</sup> und auf sie auch ausdrücklich Bezug genommen ist, allerdings mit der boshaften Bemerkung, Achterfeldt habe Hermes nur halb verstanden, bot sie den bequemsten Anlaß zu einer bissigen, spürbar von Ressentiment gefüllten Ablehnung der „Fremden“ überhaupt, die der vor einigen Jahren verstorbene Fürstbischof ins Ermland geholt hatte, bezw. sich durch Schmedding besorgen ließ. Der Arger über die geistige „Überfremdung“ verleitete sogar zu ehrenrührigen Verallgemeinerungen: „Es fanden sich tüchtige Meister, denen wir ewigen Dank schulden, aber es kamen auch Handlanger, deren sich spreizende Mittelmäßigkeit und ausländischen Jargon wir belächeln, wo wir bei Einem und dem Andern sogar einiges horrible dictu mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken müssen. Der hochselige Fürstbischof beachtete nur das Gute. Daraus entstand seine unbegrenzte Vorliebe für die Fremden, die er selbst da noch nicht ablegen konnte, als unter uns geistiges Leben erwacht war und tüchtige Leute ihm aus der Nähe zu Gebote standen. Doch diese Zeiten sind Gott sei Dank vorüber! . . .“ Unter den „Tüchtigen aus der Nähe“ wird man wohl den Denunzianten zu suchen haben. Die Gegenklärung von Bischof und Domkapitel von Ermland stellt kategorisch in Abrede, „daß ehemalige oder jetzige Professoren des Lyceum Hosianum in sittlicher Hinsicht oder sonst anfechtbar seien.“ Man kann auch nicht Joseph von Hohenzollern etwa auf Grund der Tatsache, daß er Achterfeldts Katechismus und das größere „Lehrbuch der christkatholischen Glaubens- u. Sittenlehre“ wohlwollend aufgenommen hatte<sup>3)</sup>, den Vorwurf der Begünstigung des Hermesianismus machen. Auch Schrörs gibt zu, daß der Hermesia-

1) Hipler, Nachlaß (aus Schmeddings Nachlaß).

2) Vgl. Heinrich Schrörs, Ein vergessener Führer aus der rheinischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts (Joh. Wilh. Jos. Braun), Bonn 1925, S. 453 f.

3) Vgl. Achterfeldts Rechtfertigungsversuch (durch Abdruck der Beilege Josephs an ihn): Aktenstücke, das jüngsthin von der Inquisition zu Rom verbotene Lehrbuch der christkath. Glaubens- u. Sittenlehre von J. H. Achterfeldt betreffend, 1839 (auch lateinisch).

nismus vor seiner Verurteilung selten als Irrtum erkannt wurde.<sup>1)</sup> Man wird darum auch nicht eigentlich von Beziehungen Josephs zum Hermesianismus sprechen dürfen.<sup>2)</sup> So weit es einen „praktischen Hermesianismus“ gibt, der sich in Seelsorge, Stellung zu Liturgie und Frömmigkeitspflege auswirkte, und an Rhein und Mosel und im Münsterland scheint er eine Zeitlang das kirchliche Volksleben beherrscht, übrigens auch mannigfach gefördert zu haben, trägt er seinen Namen zu Unrecht. Mit den philosophischen Grundlagen von Hermes und seinen Freunden hat er nichts zu tun. Er ist vielmehr eine letzte Auswirkung der Reformrichtung, die auf Innerlichkeit, lebendige und sittlich fruchtbare Religiosität eingestellt, im besseren Josephinertum, bei den Aufklärern im katholischen Lager, bei Wessenberg (vgl. seine Pastorkonferenzen und seine Bemühungen um ein deutsches Rituale, um deutschen Kirchengesang) gleichermaßen lebt und die noch nicht ohne Weiteres Aufklärertum in destruktivem Sinne genannt werden darf.<sup>3)</sup> Für diese – im eigentlichen Sinne volkserzieherische Bewegung allerdings hatte Joseph von Hohenzollern sehr erschlossenen Sinn; die pastoralen Neuerungen Wessenbergs, die zum Teil mehr in der Richtung der tridentinischen Reform als in der des Josephinertums liegen (z. B. Pastoral- oder Ruralkonferenzen), waren für Joseph vorbildlich und er erklärt es Nicolovius gegenüber im Jahre 1812 für seine Aufgabe, hierin dem „trefflichen Konstanzer Generalvikar“ nachzufolgen<sup>4)</sup>, dessen kirchenrechtliche Grundeinstellung er in der Frage des Primates scharf ablehnt<sup>5)</sup>. Auch Vertiefungen und Veredelungen einzelner populärer Andachtsformen liegen ihm am Herzen: so will er der Rosenkranzandacht bessern Geist einhauchen, „nach der trefflichen Anleitung des Pfarrers Haid in Baiern“,<sup>6)</sup> also im Anschluß

<sup>1)</sup> Vgl. die geistesgeschichtliche Charakterisierung des Hermesianismus bei Schrörs S. 423 ff.

<sup>2)</sup> Theodor v. Schön bemerkt in einem vertraulichen Bericht an den Adjutanten des Königs (über die Stellung der katholischen Kreise Ost- und Westpreußens zum Kölner Kirchentritt) unterm 25. XI. 1837 u. a.: „Die Lehrer bei der Braunsberger Unterrichtsanstalt sind größtenteils Hermesianer, aber es wird davon keine Notiz genommen“. Diese Verallgemeinerung ist unbegründet u. widerspricht der weiteren Bemerkung, er plane den König zu bitten, weiter keine westfälischen Geistlichen mehr nach dem Osten zu schicken, damit nicht der dortige Fanatismus noch stärker Platz greife (Staatsarchiv Königsberg, Oberpräsidialakten, Kirchenachen).

<sup>3)</sup> Ein sehr interessantes Dokument für die summarische Charakteristik dieser Richtung als hermesianisch stellt dar ein vertraulicher Bericht an Schmedding aus Trier, v. 21. VIII. 1826, unterzeichnet v. Hooeden, der in der Diözese Trier der alten Richtung des Generalvikars Cordel u. Regens Billen die neue, von Bischof von Hommer begünstigte, „philosophische“, „freiinnige“ entgegenstellt. 3 Schüler von Hermes seien Professoren am Seminar geworden. Hipler, Nachlaß (aus Schmeddings Nachlaß).

<sup>4)</sup> Briefe S. 22.

<sup>5)</sup> Briefe S. 85, vgl. S. 55 f.

<sup>6)</sup> Briefe S. 22.

an einen ganz und gar antiaufklärerischen Kreis: Herenäus Haid, einer der nächsten Jünger und Freunde Sailer's, eine Verkörperung der Sailer'schen Pastoraltheologie, später Domprediger in München und als solcher von der staatskirchlichen Bürokratie verfolgt, ist weit weg von jeder Art Josephinismus oder Aufklärertum.<sup>1)</sup> Wenn ferner Joseph sehr viel liegt an der Verbreitung der Hl. Schrift in seiner Diözese, so folgt er darin eher einer Anregung aus dem Stolbergkreis, als aufklärerischen Tendenzen. Durch Schmedding aber, nicht etwa durch Beziehungen zu Wessenberg, Werkmeister oder ähnlichen Liturgiereformern, kam er zu der starken Vorliebe für den deutschen Kirchengesang, den er recht eigentlich in Ermland eingeführt hat. Von der Gegenreformation an war der deutsche Gesang, mindestens bei Messe und Amt, im Ermland verboten. Das erste Verbot der „cantilenae vulgares“ stammt von Hosius und die polnischen Bischöfe bleiben alle dabei. Zu Königsberg kommt durch die österreichischen Kriegsgefangenen von 1761 der deutsche Gesang auf; der Propst Zahn gibt 1765 ein Gesangbuch heraus. Joseph aber, der 1823 deutsche Mess- und Vespergesänge einführt — darunter aus des Münchener's Karl v. Eckartshausen (aus dem Jakobikreis) Gesangbuch „Gott ist die reinste Liebe“ auch die sehr beliebten Lieder: „Hier liegt vor deiner Majestät“ und „Wir werfen uns darnieder“ — hat erstmals in Berlin 1822 deutsche Lieder gehört und sich von Schmedding dafür begeistern lassen. Schmedding sollte auch selbst ein Gesangbuch für die Diözese zusammenstellen<sup>2)</sup>. Sachlich berührt sich Joseph allerdings in diesem Bestreben mit den schon viel früher einsetzenden Bemühungen Wessenberg's und der praktischen „Hermesianer“ am Rhein und in Westfalen. Aber es geschah aus einem stark empfundenen Zeitbedürfnis heraus. Innerlich entsprach Joseph's religiöse und pastoraltheologische Haltung gewiß nicht den Aufklärungsnachwirkungen; eher war ihm neben dem, was Schrörs naive „Fideismus“ nennt, die zwischen gesundem Pietismus und Mystik schwebende Sphäre der Münsteraner und Sailer's adäquat. Von direkter Berührung mit dem Sailerkreis ist noch zu reden. Wie nah der Fürstbischof dem pietistisch-mystischen Geist in Münster war, zeigt außer den schon berührten Beziehungen vor allem noch ein Band, das ihn ebenso wie den Sailerkreis an Westfalen fesselte, die lebendigste Sympathie für A. K. Emmerich.

Für die Nonne von Dülmen interessierte sich der Fürstbischof, seit Graf Friedrich Leopold Stolberg mit Overberg seinen viel besprochenen Besuch am Krankenlager der ekstatischen Jungfrau gemacht (1813) und öffent-

<sup>1)</sup> Vgl. Ph. Junk, Von der Aufklärung zur Romantik (1925) S. 174.

<sup>2)</sup> Vgl. den Aufsatz über „das deutsche Kirchenlied in Ermland“; Pastoralbl. f. d. Diöz. Erml. Jg. 23 (1891) S. 31 ff., 41 ff., 82 ff.

lich erzählt hatte. Immer wieder fragt er seine beiden Münsterer Freunde Schmedding und Schmülling nach der Seherin und er erregt sich über die „angstige, denen sie ausgesetzt ist,“ „läßt sich in ihr Gebet empfehlen,“ von ihrer Heiligkeit überzeugt. Anna Katharina geht auf diesen Wunsch ein; sie sieht in ihren Visionen auch Joseph und arbeitet in ihrer Art für ihn.) Ihr Freund Clemens Brentano, der ihre Gesichte in monatelangem Verweilen am Schmerzenslager aufschreibt, hat insgedessen vom Ermländer Fürstbischof eine große Meinung. An seinen Bruder Christian schreibt er, wenn er von der Befetzung des Kölner Erztuhles spricht, als einer ganz besonders wichtigen Zeitfrage: „Ein Mann von Sillers Herz und Sinn und Liebe und Handanlegen und Zugänglichkeit hätte Vieles dort vermocht. Das Bücherschreiben, das schöne Predigen, alles das brauchts nicht so nötig heutzutage, solche Arznei hilft in jetziger Not wenig; Liebe, Eifer, Aufnehmen des sich überall Darbietenden braucht es. Wenn Gott den Hohenzollern, der im Ermland, wo er als Prophet im Vaterland sehr gelähmt und beistandslos ist, nach Köln setzte, so wäre vieles zu erwarten. Er ist ein Mann des Zusammenwirkens, und dann sehr stark, jetzt aber ganz ohnmächtig und unwirksam bei sehr gutem, einsichtsbegierigem Willen. Ganz rührend und verlassen leuchtet diese Lage aus seiner demütigen, vertrauten Korrespondenz mit dem wohlwollenden Neumann, für den Du einmal das Rezept gegen die gemischten Ehen schriebs. Wenn dieser Bischof in den Mauern des katholischen Köln mit allen katholischen Herzen dort zusammen wäre, so würde Köln wieder ein kräftiger Leib, denn ihm fehlt nur ein liebender Mittelpunkt; jetzt steht der Mann auf offener protestantischer Heide, wie ein Kopf ohne Kumpf, vom Sturm hin- und hergerollt, sehr schwermütig und betrübt!“

Zur Romantik, soweit sie künstlerische Weltauffassung und Welt Darstellung ist, hatte Joseph nur Beziehungen mittelbarer Art. Zwar las er viel und sicher auch die romantischen Dichter. Aber seine verstandesbetonte nüchterne Geistigkeit drang nur in einen dieser Dichter nachweisbar tiefer ein, in Eichendorff. Das wurde begünstigt durch die persönliche Bekanntschaft. Der Dichter war ja durch seine amtliche Tätigkeit jahrelang in Danzig sozusagen des Fürstbischofs Nachbar. Zu kommissarischer Befetzung der Geschäfte eines katholischen Konsistorial- und Schulrates beim Oberpräsidium der Provinz Westpreußen kam Eichendorff im Januar 1821 nach Danzig; im September wurde er Regierungsrat. Auch noch von

1) Briefe S. XXXVII, 54, 131, 221, 235. — Vgl. auch: „Anna Kath. Emmerich und Joseph von Hohenzollern“; Pastoralblatt f. d. Diöz. Ermland Jg. 6. (1874) S. 28–30.

2) Clemens Brentano, Gef. Briefe Bd. II (= Gef. Schriften Bd. IX) Frankfurt 1855, S. 31 ff.

Königsberg aus, wohin er im Herbst 1824 als Oberpräsidialrat übersiedelte, blieb er in Fühlung mit Joseph. „Wir sehen uns sehr oft“, schreibt in der Danziger Zeit Joseph an Schmedding, „und ich werde in Schmolainen seinen geistvollen und herzlichen Umgang vermissen“<sup>1)</sup> „Er ist mein Freund und mein bester Umgang allhier“ (1823 an Schmülling)<sup>2)</sup> Ein auf seinen Wunsch für ihn gedichtetes Marienlied Eichendorffs führt der Bischof offiziell in der Diözese ein.<sup>3)</sup> Eichendorffs lyrischer Art mag sich Josephs eigenes Naturempfinden verwandt gefühlt haben. Was er von seiner Liebe zum stillen Oliva verrät, läßt auf zarte Einstellung zum Idyllischen schließen.

Seiner ganzen Grundrichtung entsprechend hatte Joseph weniger Interesse für die eigentliche romantische Dichtung als für die restaurative Kultur-Synthese der katholischen Romantiker. Schlegels „Concordia“ z. B. verfolgt er mit Teilnahme. Auf Veitths Schriften macht er sogar Th. v. Schön aufmerksam. Die Frage, ob Savigny katholisch wird oder nicht, beschäftigt ihn. Der Aufschwung der theologischen Literatur besonders in Süddeutschland erfüllt ihn mit Hochgefühl und Hoffnung. Die Mastiaux'sche Literaturzeitung wird in fast allen Dekanaten Ermlands gehalten, das Hauptorgan der restaurativen Kampftruppe in Bayern, der sog. „Konföderierten“.<sup>4)</sup>

Zum Kern und Mittelpunkt der katholischen Wiedergeburt in Bayern, zu Joh. Mich. Sailer und seinem Kreis, führten von Oliva viele Fäden herzlicher Sympathie, interessiertesten Studiums der literarischen Produktion und auch unmittelbaren schriftlichen Verkehrs.<sup>5)</sup> Sailer persönlich verehrt er so hoch, daß er Schmedding sozusagen sein Beileid ausdrückt zu Sailer's Ablehnung des Rufes auf den Kölner Erztstuhl. „Ich schätze und liebe diesen echt apostolisch gesinnten Priester ganz besonders und suche auf alle Weise seine salbungsvollen Schriften unter dem ermländischen Klerus in Umlauf zu bringen. Möchte doch auch Sailer für Ermland wakere Theologen zu Professoren vorschlagen wollen!“ Er ist glücklich, weil

<sup>1)</sup> Briefe S. 179.

<sup>2)</sup> Briefe S. 210.

<sup>3)</sup> Briefe S. 214. — Ubrigens bekundet Eichendorff seine Sympathien zu Josephs Person und Werk auch damit, daß er, wie er 12. April 1833 an Schön schreibt, seinen Sohn Rudolph nach Braunsberg ans Gymnasium gibt, damit ihn „Dilester und Gerlach in strenge Zucht nehmen und hoffentlich ein wenig zurechtbringen“. Jos. v. Eichendorff. Sämtl. Werke, hrsg. v. W. Kosch und A. Sauer, Bd. 12 S. 44.

<sup>4)</sup> Briefe S. 146, 303 f., 217, 127.

<sup>5)</sup> Daß direkter Briefwechsel zwischen Sailer und Joseph bestand, ist sicher und geht aus einem Brief Schell's an Sailer hervor (s. unten). Zum Vorschein gekommen ist indes noch nichts von dieser Korrespondenz.

Schmülling den Religionsunterricht am Braunsberger Gymnasium ganz im Geiste Sailer's einrichten will: Sailer sei sein „Ideal des Priesterstandes“. Immer wieder lehrt der Gedanke, von Sailer sich tüchtige Professoren für Braunsberg verschreiben zu lassen. Zuerst hat er den Schweizer Sailerjünger Jos. Widmer, der in Luzern dozierte, ins Auge gefaßt. Ein Buch von ihm überschiebt er Schmedding als Anregung zu weiteren Schritten. Vielleicht könnte auch der andere der großen Schweizer Sailer'schüler, Professor Gügler in Luzern, raten.<sup>1)</sup> Wie glücklich ist er dann, wie er endlich einen Pastoraltheologen und Seminarregens aus Sailer's Schule nach vielen Schreibereien und Kämpfen gewonnen hat — Joseph Scheill, bei dessen Persönlichkeit noch etwas zu verweilen wäre.

Joseph Scheill, als eines Bauern Sohn auf dem Hof Sichel im Bezirk Reichenhall am 13. März 1784 geboren, studierte am Gymnasium der Benediktiner von St. Peter zu Salzburg und im Anschluß daran an der Salzburger Universität Philosophie, 1803 und 1804 auf der bayerischen Landesuniversität zu Landshut Rechts- und Kameralwissenschaften. In den Jahren 1805—1815 war er an verschiedenen Kameralämtern, zuletzt als Oberschreiber am Rentamt zu Dingolfing in Niederbayern tätig. Als reifer Mann von 31 Jahren entschloß er sich zum geistlichen Beruf und bezog die Universität Landshut als Student der Theologie, zugleich als Alumnus des herzoglich georgianischen Priesterseminars. Dort müssen sich seine nahen Beziehungen zu Sailer, der den theologischen Studien an der Universität Landshut das Gepräge gab, geknüpft haben. Während dieser Zeit machte Scheill mit einem Freund eine außerordentlich bildende Fußreise über München — Augsburg — Lindau — Konstanz — Schaffhausen — Zürich — Einsiedeln — Gotthardt — Mailand — Modena — Parma — Piacenza — Bologna — Florenz — Siena — Viterbo — Rom — Neapel — Vesuv — Rom — Loretto — Ancona — Ferrara — Verona und zurück durch Tirol nachhause. Um Ostern 1817 wird Scheill zu Freising ordiniert, seine erste Seelsorgestelle ist in der Vorstadt Au von München. Ein Jahr darauf wird er Stadtpfarrprediger zu St. Martin in Landshut, offenbar eine Expektanz auf eine theologische Professur an der Universität. Mit dem Wintersemester beginnt er 1824 seine Tätigkeit als Regens am Priesterseminar Braunsberg.<sup>2)</sup> Hier hält er in der Pfarrkirche seine erste Predigt am 8. September 1824. In der Vorrede zu ihrer Druckausgabe<sup>3)</sup> spricht er von schmerzlichem Scheiden aus der Heimat, aber auch

<sup>1)</sup> Briefe, S. 24 f., 27, 42, 109 f., 223 (wo Sailer mit Zenelon zusammengestellt wird.)

<sup>2)</sup> Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, hrsg. v. Felder u. Wathenegger (1820) II., S. 272 f. — Die Angaben in: Neuer Nekrolog der Deutschen, hrsg. v. Meusel, 12. Jg. (1834) II., S. 1157 f. beruhen auf dem erstgenannten Werk.

<sup>3)</sup> Landshut. (Krüll) 1825.

von freundlichster Aufnahme im neuen Vaterland, daß er zum alten hinzugewonnen habe. In der Abschiedspredigt zu Landsbut (schon am 3. Sonntag nach Ostern<sup>1)</sup>) betont er wehmütig, daß sein neuer Wirkungskreis über 300 Stunden entfernt sei; aber wenn er an den Ufern des Meeres das Schlagen der Glut höre, werde in seiner Seele der heimliche Gruß anlingen. Diese wie die übrigen im Druck aufbehaltenen Predigten des offenbar sehr beliebten Predigers<sup>2)</sup> sind schlicht, gehaltvoll, gediegen und herzlich, wenn auch nicht gerade theologisch tief oder originell. Keinerlei Spur von aufklärerischer Seichtheit ist festzustellen, die Haltung ist kernhaft gläubig. Sie sind auch nicht so wortreich wie die Sailer's. Wichtiger noch für die Beurteilung der geistigen Haltung des Mannes sind seine wissenschaftlichen Schriften. Schon seine früheste, nicht eigentlich wissenschaftliche, mehr journalistische Arbeit, die aber reiches geschichtliches und staatsrechtliches Wissen voraussetzt, verrät einen selbständigen reifen Kopf. Er schrieb sie noch als Oberschreiber in Dingolfing. Es ist ein Appell an den Wiener Kongreß, geistvoll in den geschichtlichen Ueberblicken, wohl abgewogen im Urtheil, vernünftig und praktisch in den realpolitischen Folgerungen. Für Deutschland wird ein „Bundesverein aller Fürsten“ verlangt, ein Bundesstaat, der Deutschlands Einheit schaffen und kraftvoll politisch nach außen vertreten soll, als Garant des europäischen Gleichgewichtes und Friedens. Frankreichs Interesse, das in der Vereinzelung der deutschen Staaten liege, hätten bisher die Fürsten gedient durch ihr Streben nach unbeschränkter Souveränität. Aber jetzt müsse aus der Not ein deutscher Gemeingeist keimen. Das Notwendigste sei eine die einzelnen Völker zu einem natürlichen Ganzen verschmelzende deutsche Reichsverfassung. Das Bundeshaupt müsse bei Oesterreich bleiben<sup>3)</sup>. Wir sehen, es ist eine Frucht vom Baum, der in Landsbut vor allem wuchs, des von romantischem und katholischem Geist zugleich getragenen neuen deutschen Einheitswillens der Savigny-schüler und Ringsdorf-freunde<sup>4)</sup>. Die in Wien versammelten Diplomaten und Staatsmänner, denen das Schriftchen gewidmet war, werden es leider kaum gesehen haben, denn die Zensur verbot seine Verbreitung während der Dauer des Kongresses. Der junge Verfasser, der so feinhörig die Schwingen der Zeit vernahm, der in so harmonischer Mischung prophetischen Enthusiasmus und nüchternes politisches Denken in sich trug, hätte vielleicht

<sup>1)</sup> Landsbut (Krüll) 1824.

<sup>2)</sup> Vermischte Predigten. Sulzbach 1827. Vorwort datirt: „Warschau auf der Reise 30. IX. 1826“. — Karfreitagspredigt in Oltau. Danzig 1825.

<sup>3)</sup> Jos. Schell, Welches sind die wichtigsten Interessen von Europa und besonders von Teutschland? Geweiht den hohen Verbündeten auf dem Wiener Kongreß. 1814 (auf Kosten des Verfassers). 55 S.

<sup>4)</sup> vgl. Ph. Funk, Von der Aufklärung zur Romantik S. 145–163.

einen erfolgreichen Journalisten oder einen guten Historiker gegeben. Sein innerster Drang, den diese Schrift nicht ahnen läßt, führte ihn zu Theologie und Seelsorge. Die nächste größere Arbeit ist schon kirchenpolitischer und kirchenrechtlicher Natur: das bayerische Konkordat stand in ihrem Mittelpunkt, seine Berechtigung und Nützlichkeit wurde nachgewiesen<sup>1)</sup>. Auch diese Schrift zeigt solides Wissen und überlegenes Urteil. Mit ausgedehnten und sicheren kanonistischen Kenntnissen wird das Konkordat verteidigt und werden die es tragenden kirchlichen Grundsätze ins Licht gestellt gegenüber allerlei aufklärerischen Tendenzen. Den sicheren historischen Blick und Takt verrät besonders die Art, wie die Klöster und nicht zuletzt ihre kulturelle und literarische Tätigkeit „auch noch in der letzten Periode ihrer Existenz“ gerechtfertigt werden. In Deutschland und zumal in Bayern lag in den Klöstern eine „Zentralkraft gediegener Gelehrsamkeit“. Hervorgehoben wird u. a. die weise Mäßigung des Papstes, der um des europäischen Friedens willen sich mit der grundsätzlichen Verwahrung gegen die Säkularisation begnügt, praktisch auf Reklamationen verzichtet und nur eine für die Lebensnotwendigkeiten ausreichende Dotierung verlangt. Im selben Jahre erschien eine kirchenpolitische Flugschrift im Anschluß an eine viel beachtete Broschüre über das Verhältnis von Kirche und Staat,<sup>2)</sup> im nächsten eine kanonistische Abhandlung zum Patronatsrecht.<sup>3)</sup> Abgesehen von einer Preisschrift, die in die Dogmatik schlägt<sup>4)</sup> ist die ganze weitere publizistische wissenschaftliche Tätigkeit Scheills dem Kirchenrecht gewidmet. Vor allem sind es die Neubearbeitungen und Fortsetzungen von bedeutenden kanonistischen Handbüchern wie Maurus Schenkls Institutiones und Freys Kritischer Kommentar<sup>5)</sup>. Des altehrwürdigen Bendiktiners und späteren Rektors des Lyzeums Amberg († 1816) vielgebrauchtes Handbuch modernisierte Scheill in glücklicher Weise, aber ganz im gediegen kirchlichen Geiste des Verfassers. Die Neubearbeitung trägt nicht bloß neuere Literatur nach, sondern geht ausführlich und in früherer, aktueller, treffender und knapper Art

<sup>1)</sup> Das bayerische Konkordat verteidigt gegen die „Betrachtungen über das bayerische Konkordat“ in den Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit gef. von Ischolle. München, Lentner 1818. Lieferung 1-3. — Auch eine „Konkordatspredigt“ gab Scheill in Druck: München 1821.

<sup>2)</sup> Kirche und Staat. München (Lentner) 1818. Die Schrift erörtert die Frage der Rechte des Staates an die Kirche im Anschluß an Franz v. Droste-Bißhering „Ueber Kirche und Staat“ Münster 1817.

<sup>3)</sup> Die Patronatsrechte der Kommunen im Königreich Bayern. München (Lentner) 1819.

<sup>4)</sup> Darstellung der hermeneutischen Momente bei der Beweisführung der dogmatischen Bibelstellen. Landshut 1820.

<sup>5)</sup> Maurus Schenkli, Institutiones juris ecclesiastici Germaniae imprimis et Bavariae accommodatae. Landshut 1823. Die Zutaten Scheills sind alle gekennzeichnet. A. Frey, Kritischer Kommentar über das Kirchenrecht Bd. 4 u. 5, Köttingen 1826-33.

ein auf die kirchenpolitische und theologische Lage. Die Literaturangaben geben eine reichhaltige Fundgrube ab für die Bücher, die den neuen Geist, das neuerwachte kirchliche Bewußtsein gefördert hatten<sup>1)</sup>. Auch die Fortführung von Frey machte sich den „Widerpruch gegen den neologischen Zeitgeist“ zur besondern Aufgabe. Von einem Werk über die geistliche Gerichtsbarkeit erschien ein erster Teil<sup>2)</sup>. Außerdem sind mehrere Aufsätze in den Würzburger Zeitschriften „Athanasia“ (Hrsg. von Venkert und Dür) und „Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund“ (Hrsg. von Venkert und Saffenreuther) aus den Jahren 1826–1830 zu verzeichnen.

Das ist das äußere Gerippe von Scheills gelehrtem Leben. Wie aus den Daten seiner Schriften abzusehen ist, war Braunsberg seiner produktiven Tätigkeit nicht mehr recht förderlich. Die Tätigkeit als Regens im Seminar scheint ihn ganz in Vorschlag genommen zu haben. Es galt ja auch das Seminar erst richtig innerlich aufzubauen. Scheill wählte dazu Sailer's Grundlagen. In seinem Geiste entwarf er die „Haus- und Tagesordnung“<sup>3)</sup>. Dem verehrten Lehrer schreibt er am 15. Oktober 1824, er werde es dem ehemaligen Schüler verzeihen, „wenn er in diesem Entwurf größtenteils seinen unvergeßlichen Lehrer kopiert hat“<sup>4)</sup>. Die Statuten wurden vom Fürstbischof angenommen und durch Erlaß vom 10. Oktober 1832 in Kraft gesetzt. Joseph schätzte seinen neuen Regens ungemein und wird nicht müd, ihn in seiner Korrespondenz zu loben<sup>5)</sup>. Er wirkte auch außerhalb seines eigentlichen Berufes, als Katechet, Beichtvater, Prediger. Als Professor am Lyzeum trug er Pastoraltheologie vor. Scheill selbst gefiel es offenbar ganz gut. Nur seine Nichte hat, wie Joseph in rührender Besorgnis an Schmülling mitteilt, Heimweh; man möge ihr doch für angemessene Gesellschaft sorgen. An Sailer berichtet Scheill günstig über die kirchlichen Verhältnisse im Ermland, den Bischof, die Harmonie im Domkapitel, die angenehmen amtlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zu den Kollegen,

<sup>1)</sup> 3 B. K. L. v. Haller, Restauration der Staatswissenschaft, Barruel, Du pape et de ses droits religieux, Paris 1803; dogm. Werke v. Liebermann, Zimmer, Statler, De Mastro, Du pape habe er noch nicht erhalten können.

<sup>2)</sup> Die geistliche Gerichtsbarkeit in streitigen und strafrechtlichen Angelegenheiten, philof., histor. und nach d. posit. gemeinen Recht entwickelt Ritzingen 1833. — Auch die Neubearbeitung von Berault-Bercastels Kirchengeschichte in deutscher Uebersetzung kammt im 9. Band (1823) von Scheill. — Ein überall aufgeführter „Codex publico-ecclesiastico-diplomaticus, vollständige Sammlung der merkwürd. Dokumente u. Urkundenstücke des neuesten Kirchenrechts“ (ersch. 1822) war mir nicht zugänglich.

<sup>3)</sup> Hohenzollern, Briefe S. 280 ff.

<sup>4)</sup> Pastoralbl. f. d. Diöz. Erml. 22. Jg. (1890) S. 34 f.

<sup>5)</sup> Hohenzollern, Briefe S. 187, 191, 196, 201, 208, 212, 223, 235, 240, 243, 246 ff., 278 ff., 318. — Die Sympathie für Scheill verlor Joseph sogar einmal, es wieder mit süddeutschen Lauten zu versuchen: „Das ist a liebes Männle“ schreibt er an Schmülling.

den guten Geist in der Studentenschaft (nur 6 Alumnus hat er am Anfang). Das Klima bekommt seiner Gesundheit sehr gut, die Bäder in der See haben beste Wirkung. Doch fehlen nicht die Augenblicke, wo das Gemüt heimlichen Zug ins Vaterland mächtiger und wehmütiger verspüre. Die ersten Ferien habe er zu Fahrten zu Wasser und zu Land zur Nehrung, nach Königsberg, Pillau, zu Wanderungen kreuz und quer im Ermland verwandt, wo er die besten Menschen, vielen religiösen Sinn und freundliche Aufnahme bei der Geistlichkeit gefunden. Als Scheill nach zehnjähriger Wirksamkeit unerwartet und rasch starb — er erkrankte beim Baden in der Passarge — hinterließ er in Braunsberg ein so tiefes Andenken, daß man ihm zu Ehren (zugleich mit Busse) eine Stiftung am Lyzeum errichtete<sup>1)</sup> Wenn der Altkatholik Joh. Fr. v. Schulte gelegentlich einer scharfen, natürlich ablehnenden Kritik des „klerikalen“, „kurialistischen“ Standpunktes des Kanonisten Scheill, dem er einen großen Teil Schuld an der „Erweckung des ultramontanen Sinnes in Deutschland“ zuschreibt, die bössartige Bemerkung einfließen läßt, Scheill sei in den letzten Jahren dem Trunke stark ergeben gewesen, wie er von Braunsberger Professoren wisse<sup>2)</sup>, so kann dieser Klatsch schwer aufkommen gegen die gerade durch die Stiftung dokumentierte allgemeine Verehrung: für einen Seminarregens und Professor der Pastoraltheologie, der ein Trunkenbold ist, errichtet man wohl keine Gedächtnisstiftung. Sailer's Geist lebt durch die von Sailer's Jünger Scheill geschaffene Hausordnung noch heute im Braunsberger Priesterseminar. „Soweit“ darf man mit eines anderen Sailer'schülers in anderem Zusammenhange gebrauchten Worten sagen, „reichen die Wurzeln dieses herrlichen Baumes“. Sehr schön und richtig sagt Dipler: „Aus Sailer's Priesterschule sollte der Mann kommen, dem die Vorsehung die Reorganisation des ermländischen Priesterseminars zugedacht hatte, gleich als ob wie immer in den entscheidenden kritischen Momenten so auch jetzt die Verbindung des deutschen Mutterlandes mit dem ermländischen Bistum sich heilend und segnend für dasselbe erweisen und Ermland auch diesmal wieder als ein Spiegelbild des ganzen deutschen Volkes sich darstellen sollte. Wie seine beiden auf einander folgenden Fürstbischöfe aus dem erlauchten Haus der Hohenzollern dazu beitrugen, die politische Verbindung des ermländischen Hochstifts mit Preußen leicht und ruhig sich vollziehen zu lassen, so waren es die beiden Kreise, die damals von Westfalen und von Bayern aus wie zwei geistige Feuerherde gemeinsam geistiges Licht und religiöse Wärme weithin über das

<sup>1)</sup> Pastoralbl. f. d. Diöz. Erml. 23. Jg. (1891) S. 55—60.

<sup>2)</sup> Joh. Fr. v. Schulte, Die Geschichte der Quellen des kanonischen Rechts Bd. III (1880) S. 337.

vom Rationalismus übermächtig infizierte Deutschland verbreiteten, welche auch für Ermlands geistige und religiöse Hebung und Wiedergeburt gleichmäßig ihr Kontingent stellen sollten<sup>1)</sup>).

### 3.

#### Joseph von Hohenzollern und die preussische Kirchenpolitik.

Josephs kirchenpolitische Haltung ist in keiner Weise von dynastischen Beziehungen bestimmt. Wohl mag ihm sein Name zuvorkommen sein, wenn es galt, in Berlin Klagen vorzubringen oder Anliegen vorzutragen. Er drang leichter als sonst ein Bischof zum Träger der Krone vor, wenn es nötig war, die Regierungsinstanzen zu überspringen oder sie mit größerem Nachdruck zu bearbeiten. In seinem Konflikt mit dem Oberpräsidenten v. Schön half ihm die nahe persönliche Beziehung zum König viel, besonders gegen die widerwärtige „Proselytenschnüffelerei“, die in Königsberg herrschte. Aber den familiären Rücksichten hat Joseph nie einen kirchlichen Belang geopfert. Seine kirchliche Gesinnung war so allgemein bekannt, daß man ihr von vornherein Rechnung trug. Der päpstliche Stuhl seinerseits attestierte sie durch den großen Vertrauensbeweis der Bestellung zum Exekutor der Bulle „De salute animarum“. Von der praktischen Auswirkung febronianischer Ideen, die für die preussische Kirchenpolitik eben so den Untergrund bildeten, wie für die bayrische oder die der oberrheinischen Staaten, obwohl Preußen bei dem Streit um die Emser Punkte seinerseits die febronianischen Vorkämpfer im Stiche gelassen hatte, war Joseph weit entfernt. Der immer wieder auftauchende Gedanke eines Primas für Preußen, der seinem Oheim sehr gefallen und der ein altes Requisit der Berliner Politik war<sup>2)</sup>, erfüllte ihn mit Schrecken und Abscheu: er beschwört Nico-

1) Fr. Dpler, Uebers der ermländischen Literaturgeschichte (Bibliotheca Warmiensis I = Monum. histor. Warm. IV), Braunsberg 1872, S. 252 f. — Der Gesamteindruck von Schells Wesen und Wirken gibt der Befürchtung Unrecht, die der Breslauer Theologe Dreyer Schmedding gegenüber äußert, als er auf Anfrage nach geeigneten Dozenten für Braunsberg seinen Schüler Anton Frenzel, den späteren Weihbischof von Ermland, für die Philosophieprofessur empfiehlt: „Aus Bamberg und Landshut würden Sie wohl nur Liebhaber der Schellingschen Identitätsphilosophie erhalten, von welcher manchen jungen Leuten der Kopf verrückt wird, so daß sie zu keinem Arbeiten mehr taugen. Als Regens des Seminars in Luzern hatte ich die größte Mühe, junge Theologen, welche in Landshut studiert hatten, zu Religionslehrern und Seelsorgern vorzubereiten, weil sie nichts als unverständliche Formeln mitbrachten und dabei waren sie im höchsten Grade arrogant und verachteten die soliden Studien und alles was nicht in ihrer Sprache geschrieben war.“ (23. i. 1819) Dpler, Nachlafs.

2) Ueber die theoretische Begründung einer solchen Primatallgewalt für die einzelnen Staaten im febronianischen Kirchenrecht (bei Kopp, Wessenberg, Koch, Werkmeister usw.) s. D. Nejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage II, 1 S. 36 ff.

lovtus, sich solchen Plänen zu widersetzen und der Retter und Erhalter der katholischen Kirchenverfassung zu werden<sup>1)</sup>. Gewiß mußte auch Joseph sein ganzes kirchenpolitisches Wirken auf der nun einmal gelegten Grundlage des preußischen Staatskirchenrechts<sup>2)</sup> aufbauen, so problematisch dieses auch in mehreren wesentlichen Punkten war. Mit direktem Anknüpfen es zu ändern, dazu fühlte er sich nicht der Mann. Er wollte ihm auf ruhigerem Wege die Spitzen abbrechen.<sup>3)</sup> Auch er hat vor der Konsekration die üblichen Reversalien<sup>4)</sup> unterschrieben. Man verlangte von ihm eine schriftliche Erklärung, daß der Konsekrationseid zu keiner Handlung verpflichte, die den Gesetzen des Staates und der Treue und Untertänigkeit gegen den König zuwider wäre, die Anerkennung, daß er als Bischof bei Verwaltung seines Amtes auf die Gesetze des Staates gehörige Rücksicht nehme, und, sollte sich ein Widerstreit ergeben, solchen mit Offenheit darlegen wolle<sup>5)</sup>. Der erste, wenn auch friedlich ausgetragene Konflikt ergab sich aus Anlaß des ersten Status-Berichtes, den Joseph für Rom schrieb und auf dem vorgeschriebenen Wege über Berlin und die römische Gesandtschaft dorthin gelangen lassen wollte — übrigens erst im Jahre 1830 (datiert vom 18. 12.). Altenstein ließ auf diesen Bericht unterm 26. 1. 1831 dem Fürstbischof eröffnen, daß der Bericht in seinem dermaligen Wortlaut nicht nach Rom durchgelassen werde. In ihm sei von Dingen die Rede, die das Zeitliche der katholischen Kirche betreffen und es könne keinem Bischof nachgesehen werden, den Papst in solche Angelegenheiten hineinzuziehen. Besonders wird beanstandet der Bericht über die üble Lage der Katholiken in der ostpreußischen Diaspora, die ohne Kirche und ohne Schule seien, die Mittelung, daß keine Missionen stattfinden könnten wegen Geldmangels. Die Intervention des Apostolischen Stuhles könnte, bemerkt Altenstein, an solchen Tatsachen, wenn sie bestünden, nichts ändern. Die Abhilfe wäre nur von der Zeit, von der Gnade des Königs und von dem Eifer der Geistlichkeit und der Beihilfe vermögender Katholiken zu erwarten. Der Bischof habe auch die Folgen der Säkularisation durchaus einseitig dargestellt: von den eingezogenen geistlichen Gütern sei kein einziges in die Staatskasse geflossen. So sei das Bisthum des Kollegiatstiftes Guttstadt dem Braunsberger Priesterseminar zugesprochen worden. Das Lyzeum Hosianum werde aus

<sup>1)</sup> Dohenzollern, Briefe S. 10.

<sup>2)</sup> Einen kurzen Ueberblick über das preuß. Staatskirchenrecht, näherhin seine Ansprüche auf Grund des jus circa sacra gibt Schmedding in einem bei D. Mejer I S. 425 — 427 abgedruckten Altentstüd.

<sup>3)</sup> Ein ganz unzweideutiges Bekenntnis zum Grundsatz der kirchlichen Freiheit spricht er 18. 12. 1818 an Schmedding aus: Briefe S. 111.

<sup>4)</sup> über diese v. Schön: Aus den Papieren usw. S. 275 ff.

<sup>5)</sup> Kestz. d. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und mediz. Angelegenheiten vom 28. 4. 1818: Bischöfl. Urtheil, Frauenburg. Vergl. auch Briefe, S. 82, 85, 88.

dem Neuzeller Fonds unterhalten. Das alles habe der Bischof unerwähnt gelassen und damit ein falsches Bild gegeben. Besonders peinlich falle auf, daß er die Frage der gemischten Ehen anrühre. Seit der Einverleibung Ermlands würden diese wie in den übrigen Ostgebieten unbedenklich eingesetzt ohne jede weitere Bedingung, so daß man von einer vom päpstlichen Stuhl geduldeten Observanz sprechen könne. Auch habe Rom bisher schweigend zugeesehen, wie das impedimentum disparitatis cultus in Preußen nicht als dirimens behandelt werde. Der König könne nicht zulassen, daß nach Rom durch einen Bischof ein Schritt geschehe, der das im Westen glimmende Feuer auch nach dem Osten verpflanze<sup>1)</sup>.

Joseph hatte in seinem Bericht gefragt, ob die bisherige Praxis beibehalten werden dürfe, daß der katholische Priester assistiere, auch wenn er die moralische Ueberzeugung habe, daß die Kinder akatholisch erzogen würden.

— Die Sache erschien Schmedding so peinlich, daß er dem Schreiben des Ministers am selben Tage ein eigenes, sehr eindringliches folgen läßt, in dem er ausführte: Der Minister sei in hohem Maße beunruhigt. Die Schlußanträge des bischöflichen Berichtes (in der Mischehenfrage) berührten eine Saite im Gemüt des Königs, die sehr empfindlich sei. Des Fürstbischofs Widersacher könnten auf diese Weise beim König Vorsprung bekommen. Die Jesuitenfurcht, die vormalig eine literarische Windbeutelei gewesen, habe jetzt von den Gemütern wirklich Besitz genommen. Das Schädlichste im Augenblick wäre überspannter Religionszeifer. Altenstein erkläre den bischöflichen Bericht aus einem gewissen Gram und Unmut. Er selbst, Schmedding, verstehe ihn aus des Fürstbischofs lebhafter Weise zu empfinden und aus seiner zarten Gewissenhaftigkeit. Er mahnt zur Geduld und verweist auf Anzeichen der Besserung der Lage. — Joseph erklärt sich ein halbes Jahr später bereit zur Revision seines Berichtes und erhält ihn am 19. Juli zurück. Am 6. Oktober wird ihm dann mitgeteilt, daß er von Berlin nach Rom abgegangen sei. Die Antwort der zuständigen Kongregation verlangt Ergänzung der Mönchsklöster in der Diözese, die Errichtung eines Knabenseminars, empfiehlt den römischen Katechismus zur Einführung und verweist in Sachen der Mischehen ganz allgemein auf die geltenden kirchlichen Vorschriften. Letzterer Punkt veranlaßt Altenstein zu dem Monitum, ja nichts an der östlichen Praxis zu ändern, da er sonst den König benachrichtigen müßte<sup>2)</sup>.

1) Bischöfl. Archiv, Frauenburg.

2) Bischöfl. Archiv, Frauenburg. — Hipler, der, nach einer Notiz in seinem Nachlaß zu schließen, den Bericht kannte, verwertete ihn nicht. Ohne Zweifel enthält das geheime Staatsarchiv in Berlin noch bedeutsame Dokumente des kirchenpolitischen Verkehrs zwischen Joseph und der Regierung. Bis jetzt waren mir keine dortigen Akten zugänglich. Im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ist nichts mehr vorhanden.

Die meisten Differenzen hatte der Fürstbischof, wie aus seinen Briefen und aus der Korrespondenz Schöns schon lange bekannt ist, mit diesem eigenartigen und eigenwilligen, freilich sehr bedeutenden und sonst sehr großzügigen ostpreussischen Patrioten. Die Reibungen nahmen zum Teil, wenigstens von Schöns Seite, persönlichen Charakter an. Die Tatsache, daß der Fürstbischof sonst mit Niemanden in persönlichen Konflikt kam<sup>1)</sup>, läßt darauf schließen, daß Schöns Temperament die Schuld zuzuschreiben ist, wenn die bei v. Schöns extremen staatskirchlichen Tendenzen und besonders im Zusammenhang seiner fast an eine fixe Idee grenzenden „Profelyten“-Schnüffelei nicht zu vermeidenden sachlichen Gegensätze zu jahrelangem persönlichem Zerwürfniß geführt haben, unter dem Joseph sehr litt. Die Verständigung trat im Jahre 1834 ein bei Gelegenheit eines Besuches Friedrich Wilhelms III. in Königsberg, wo sich der Fürstbischof einfand und im Gefolge des Königs die Festerlichkeiten mitmachte.<sup>2)</sup>

Der wesentlichste Konfliktstoff waren Bezichtigungen auf Profelytenmacheret, die Schön privat und amtlich gegen zahlreiche Geistliche der Diözese Ermland erhob und die sich schließlich auch an den Fürstbischof selbst, als den Begünstigter, heranwagten. Aus den Akten seien einige Fälle angeführt, die sich ergänzend den schon bekannten, zum Teil auch sehr berühmten anschließen<sup>3)</sup>: Im Mai 1827 wird der Kaplan Thiel in Braunsberg beschuldigt, ohne Genehmigung des Vormunds den minderjährigen Sohn des Drechslers Grötting zum Uebertritt angenommen zu haben. Zur gleichen Zeit hat angeblich der Kaplan Grunwald in Braunsberg die Hernalnischen Kinder katholisch gemacht. Die Fälle beschäftigten wie der des Braunsberger Erzpriesters Schröter den Criminalsenat des Oberlandesgerichts. In Köffel war besonders der Kaplan Marschlewski des Vergehens mehrmals bezichtigt, schon 1825 wegen eines Kutschers Reddig und darnach in Verbindung mit einem Adolph Silberbach aus Heilsberg, einem jungen Menschen, der als Einsiedler in einem kleinen Häuschen in Heilsberg lebte, sich in polnischen Klöstern und dann vier Jahre an der Heiligen Linde aufgehalten hatte und der berufsmäßig Konversionen mache. Vielfach scheinen sich blinde Eiferer auf den Fürstbischof berufen zu haben; jedenfalls klagt die Abtheilung

<sup>1)</sup> Eine Verstimmung ist im Jahre 1818 bei Nicolovius festzustellen. Schon damals ließ sich Schön persönliche Klagen gegen Joseph zutragen. Nach Nicolovius hat besonders der frühere ermländische Dompropst und desglanerte Bischof von Culm, v. Matthy, „in der Inspiration eines fast südländischen Hasses“ Joseph verleumdet. (Aus den Papieren v. Schöns Bd. V, 113). — Schöns Charakter zeigt Neigung, sachliche Differenzen zu persönlichen zu machen und den vermeintlichen Feind dann persönlich herabzusetzen. Man vergleiche sein Urtheil über den Freiherrn vom Stein und Schöns ganzes Verhalten in den Freiheitskriegen.

<sup>2)</sup> Vermittlerwirkung schreibt sich zu der Königsberger Agent des Fürstbischofs, der Rechnungsrat Hempel: vgl. f. Briefe an Döpler, 17. 4 und 3. 5. 1867; Nachlaß Döpler.

<sup>3)</sup> Zum Prozeß des Erzpriesters Schröter - Braunsberg vgl. Zeitschrift f. Kriminalrechtspflege, Berlin 1828, S. 217 - 302.

für Kirchenverwaltung und Schulwesen beim Oberpräsidenten (22. 5. 1835), daß der Fürstbischof kompromittiert werde, indem man durch Verweisung auf seine Unterstützung Leute zu gewinnen suche. Dagegen der Kriminalsenat von Königsberg dürfte auf eine nicht unerhebliche Quelle der Beunruhigung hingewiesen haben, wenn er (3. 9. 1827) erklärt, daß die Verstimmung im Ermland durch die „Sucht der dortigen evangelischen Geistlichen, die unschuldigsten Handlungen ihrer katholischen Amtsbrüder und der katholischen Glaubensgenossen als strafbare Proselytenmacherei anzusehen und oft mit Verstellung der Wahrheit zu denunzieren“ eher vermehrt als vermindert werde. Beim Ministerium beantragt Schön (2. 4. 1827) die Aufhebung der v. Potocki'schen Stiftung für Konvertiten in Braunsberg, bezw. deren Abänderung (für Katholiken im allgemeinen).

Schön stützte sich bei seinem Kampf auf die Bestimmungen des Preussischen Landrechtes. In einem Rundschreiben vom 23. Juli 1824 an sämtliche Superintendenten und Erzpriester — es ist bezeichnenderweise neben Borowski auch von Eichendorff mit unterzeichnet — verweist er auf Festlegung des Allgemeinen Landrechtes Teil II. Titel 2, § 76 und die Modifikation vom 21. November 1803 bezw. das Ministerialreskript vom 28. Januar 1804. Mit einer Beschwerde gegen die Verpflichtung, eine Bescheinigung des Pfarrers der zu verlassenden Kirche mitzubringen, wandte sich der Fürstbischof unmittelbar an den Minister: Die evangelischen Geistlichen verweigern oft diese Bescheinigung und suchen damit die Konversion zu hindern. Von dem Gesuch um Aufhebung der Verpflichtung gibt Joseph allen Erzpriestern Kenntnis (23. 2. 1825). Minister Altenstein verlangt vom Oberpräsidenten unterm 28. 1. 1825 eine Abänderung der Königsberger Verfügung, in dem Sinne, daß eine Erklärung vor dem Pfarrer der neuen Kirche genüge. Schön erhebt Vorstellung gegen das ministerielle Reskript (26. 2. 1825 und 18. 12. 1825). Die verlangte Abänderung vollzieht er nicht, vielmehr scharft er durch Runderlaß an die Landräte und Erzpriester des Ermlands die alte Verordnung erneut ein und veranlaßt statistische Erhebungen über die Konversionen<sup>1)</sup>. Die wegen Mißachtung der Verpflichtung zum Abmeldefchein gerügten Geistlichen (bes. wieder Erzpriester Schröter, Braunsberg und Erzpriester Carolus von Mehlsack) berufen sich auf den Fürstbischof und den Minister. Darauf richtet der Oberpräsident neue Vorstellungen an Altenstein. Der Minister wiederum verweist auf die Gewissensfreiheit und auf die Bestimmungen des Landrechtes Teil II Titel 2 § 41, 42, besteht auf Abänderung der Provinzialvorschrift, kündigt im übrigen neue gesetzliche Re-

<sup>1)</sup> 1825 haben im Ermland nach dem Bericht des Superintendenten Böhnke 16 Evangelische konvertirt: in Braunsberg 8, in Bischofsburg 2, in Mehlsack 2, in Bischofsstein 1, in Guttstadt 1 in Köffel 1 u. Wartenburg 1, darunter mehrere ohne Dismissorien. Die Statistiken wurden noch längere Jahre fortgesetzt. Auch die Motive des Uebertritts mußten gemeldet werden.

gelung an. Nun wendet sich v. Schön unmittelbar an den König, da das Edikt vom 9. Juli 1788, § 3 verletzt sei und bittet unter Verweisung hierauf den Bischof, ferner von des Ministers Anweisung keinen amtlichen Gebrauch mehr zu machen. Die Sache geht noch lange hin und her. Dem Bischof wird eine Erklärung zugemutet, von einzelnen beschuldigten Geistlichen zu versichern, daß sie „nicht der Proselytenmacherei fähig“ (14. 10. 1826). Auch katholischen Geistlichen werde vorgeworfen, sie verweigern Abmeldebescheine, um den Uebertritt zur evangelischen Kirche zu verhindern (z. B. Propst Hoppe von Hauenstein). Endlich macht eine königliche Kabinettsordre vom 25. 9. 1830 der widerwärtigen Sache im Sinne der früheren Verfügung Altensteins ein Ende. Schön war unterlegen. Er rechtfertigt sich und nimmt endlich die anstößige Verfügung zurück.<sup>1)</sup> Josephs Appell an Altenstein trug nach langen Kämpfen seine Frucht. Schön hat übrigens nach seiner Versöhnung mit dem Fürstbischof die Sache so hingestellt, als ob der Fürstbischof durch einen Schlaganfall umgänglicher geworden<sup>2)</sup>. Tatsache aber ist, daß Joseph seine kirchlichen Grundsätze zu allen Zeiten seiner Amtstätigkeit gleich entschieden und gleich konziliant vertreten hat und andererseits v. Schöns staatskirchliche Tendenzen mit unverminderter Starrheit und zäher Hartnäckigkeit jede administrative Verwirklichungsmöglichkeit wahrzunehmen suchten, die sich bot<sup>3)</sup>. Die Klagen des Bischofs über dauernde Beunruhigung von Königsberg her, so ermüdend sie dem heutigen Leser der Briefe klingen mögen, waren durchaus begründet. Die Nadelstichtaktik v. Schöns hätte einen anders gearteten, weniger stillen und geduldigen Bischof längst zum Konflikt getrieben. Die Spannung mit dem Oberpräsidenten zehrte an Josephs Leben. Die stille, vornehme und religiöse Art, wie Joseph alles Jahrzehntelang trug und doch weder in Lässigkeit und Apathie verfiel noch temperamentvoll sich gegen den Gegner entlud, stellt ihn als Charakter hoch über seinen Gegenspieler, mag dieser auch an Geist ihn überragen.

Das Bild des Kirchenpolitikers Joseph von Hohenzollern steht rein und strahlend im unruhvollen Hin und Her des Wiederaufbaues der Kirche in Deutschland nach dem Zusammenbruch durch die Säkularisation und verdient auch außerhalb Ermlands hochgeachtet zu werden.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Königsberg, Oberpräsidialakten: Kirchensachen; Kgl. Regierung, Kirchenregistratur, Generalia Titel 37.

<sup>2)</sup> „Der starre Pölester war gemichen, der Mensch trat interessanter hervor“: an Eichendorff 25. 9. 1836 (Aus den Papieren v. Schöns Bd. V, S. 253. — Merkwürdig ist, daß v. Schön 1836 seinen Sohn Bernhard ans Gymnasium nach Braunsberg gibt und zwar zu Professor Gerlach in Pension. Er deutet Eichendorff an, er wolle damit seine friedfertige Gesinnung durch die Tat zeigen. Vor kurzem aber war kein Urteil gegen die Braunsberger Bildungshäuten zu scharf gewesen.

<sup>3)</sup> Ueber v. Schöns Grundsätze vgl. zwei Denkschriften von 1839: Aus den Papieren Bd. V, S. 295—304.

<sup>4)</sup> Auf andere Kernfragen der Kirchenpolitik Josephs kann hier mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum nicht mehr eingegangen werden.

